

Tilman Sutter

Massenmediale Inklusionsprozesse

Adressierung, Einbeziehung und Beteiligung des Publikums im Fernsehen

Zusammenfassung: Die Umstellung der Theorie gesellschaftlicher Differenzierung von Sozial- auf Systemintegration setzt das Verhältnis von Individuen und Gesellschaft für eine begriffliche Neubestimmung frei: Aus der Sicht der Gesellschaft wird hierfür die Theorie der Inklusion entwickelt, die untersucht, wie Kommunikationen auf Menschen zugreifen. Diese Theorie kann besonders anschaulich im Bereich der Massenmedien angewendet werden, die es mit einem unbekanntem Publikum zu tun haben, das sie beobachten und auf das sie sich einstellen müssen. Aus der Sicht der Medien kommen dabei vielfältige Formen der Adressierung, Einbeziehung und Beteiligung des Publikums in den Blick. Sie werden als massenmediale Inklusionsprozesse analysiert, die nach unterschiedlichen Inklusionsmodi und Inklusionsintensitäten abgestuft werden können. Diese Zusammenhänge werden beispielhaft mit einigen Betrachtungen der bekannten Quizsendung »Wer wird Millionär?« veranschaulicht. Abschließend werden erweiterte Möglichkeiten der Einbeziehung und Beteiligung des Publikums betrachtet, die in der Verbindung von Fernsehen und Internet eröffnet werden, ohne dass dies zu einer generellen Änderung der Problemstellung massenmedialer Inklusionsprozesse führt. Die vorgeschlagene Theorie massenmedialer Inklusionsprozesse kommt mit erweiterten Inklusionsbegriffen zur Deckung, die in neueren Diskussionen favorisiert werden.

Schlagwörter: Systemtheorie, Inklusion, Massenmedien, Publikum, Fernsehen

Inclusion by Mass Media.

Addressing, Involving and Offering Participation to Television Audiences

Abstract: Shifting the focus from social to system integration, the theory of societal differentiation needs to redefine the relation of individuals and society: From a societal perspective, a theory of inclusion examining how individuals are accessed in the communicative process has been developed. Mass media are an excellent case in point to test such inclusion theory, as they have to deal with an unspecified audience, which they need to continuously observe and adapt to. Manifold forms of addressing, involving and opening for participation of the audience come into focus of media studies. We analyse these phenomena in terms of inclusion by mass media, which we can differentiate in terms of form and intensity of inclusion. To illustrate these considerations, we study the well-known game show »Who wants to be a Millionaire?«. Finally, we discuss links between TV and Internet which extend the possibilities of involving and offering participation to television audiences, however they do not alter the problem of inclusion in mass media. In current debates extended concepts of inclusion are introduced. The theory of inclusion in mass media proposed in this paper is able to adapt to these concepts.

Keywords: Systems theory, inclusion, mass media, audience, television

1 Einleitung

Wie wenige andere Gegenstandsbereiche führt die Massenkommunikation der Soziologie vor Augen, dass sie es vornehmlich mit der Analyse unterschiedlichster Formen der Kommunikation zu tun hat, d.h. auch von sozialen Prozessen, die nicht ohne Weiteres als kommunikatives Geschehen erkennbar werden. All jenen, die Kommunikation mit einer wie auch immer eingebauten Wechselseitigkeit von Perspektiven verbinden, erscheint Massenkommunikation eigentlich nicht als wirkliche Kommunikation: Sie ist einseitig strukturiert, bietet sehr wenige Rückkopplungsmöglichkeiten und richtet sich an ein verstreutes, unbekanntes Publikum. Vielfach wird auf diese Schwierigkeit mit einer Art Sozialpsychologisierung der Mediensoziologie reagiert, indem die Wechselseitigkeit der Perspektiven vom Prozess der Massenkommunikation auf Prozesse des Umgangs mit Medien bzw. der Medienrezeption verlegt wird. Die Betonung von Rezipientenaktivitäten in Prozessen der Medienkommunikation war durchaus hilfreich bei der Bearbeitung und Überwindung vielfacher Verkürzungen und Probleme der Medienwirkungsforschung durch handlungstheoretische Medienforschungen etwa im Bezugsrahmen des symbolischen Interaktionismus (vgl. Teichert 1973). Aus dieser Sicht einer allgemeinen soziologischen Handlungstheorie wird Massenkommunikation als eine spezielle Form sozialen Handelns konzipiert, die eine Wechselseitigkeit der Perspektiven von Medienakteuren und Rezipienten voraussetzt. Es besteht nur ein gradueller und kein grundlegender Unterschied zwischen Massenkommunikation und Formen der interpersonalen Kommunikation. Aber die Mediensoziologie hat sich damit ein neues, hartnäckiges Problem eingehandelt, nämlich die systematische Vermischung kommunikativer und subjektiver Prozesse: Im Fokus stehen dann Beziehungen zwischen Medienangeboten und Rezipienten, wobei es vornehmlich um subjektive Umgangsweisen mit Medien geht. Demgegenüber hat die Mediensoziologie zu bedenken, dass nicht nur rezipierende Individuen, sondern alle möglichen gesellschaftlichen Bereiche von Massenmedien adressiert werden und an diese Offerten anschließen. Massenmediale Kommunikationsprozesse haben sich von den Beschränkungen sozialer Interaktionen und wechselseitiger Handlungsperspektiven abgekoppelt: Interaktionsfreiheit ist ein konstitutives Merkmal der Massenkommunikation (vgl. Luhmann 1996: 11). Die Abkopplung von den Beschränkungen wechselseitiger sozial-interaktiver Prozesse ist Voraussetzung für die erstaunliche Leistung des Mediensystems, auch in der hoch komplexen modernen Gesellschaft Kommunikationen gesellschaftsweit zu verbreiten.

Mediensoziologie hat es mithin auf pointierte Weise mit eigenständig strukturierten, eigenlogischen Prozessen medial verbreiteter Kommunikation zu tun, ohne dass dieser Bereich als hermetisch abgeschottet betrachtet wird: Massenkommunikation hängt in vielfacher Weise von Rezeptionsprozessen und Anschlusskommunikationen ab (vgl. Sutter 2010: 43ff.). Um diese Verhältnisse mediensoziologisch zu analysieren, so die nachfolgend zugrunde gelegte These, müssen kommunikative und subjektive Prozesse strikt auseinandergehalten werden. Auf der einen Seite kann man untersuchen, wie Subjekte mit Medien umgehen, wie sie davon profitieren und welche Probleme sich dabei ergeben. Dieser Bereich subjektiver Beobachtungen von und Beteiligungen an Kommunikationen

ist die (Medien-)Sozialisation, und er wird in den nachfolgenden Erörterungen nicht im Mittelpunkt des Interesses stehen. Der Fokus richtet sich vielmehr auf die andere Seite und damit auf die grundlegende Frage, wie Medien Personen beobachten, wie sie auf Personen zugreifen, wie sie Personen adressieren, einbinden und beteiligen. Die soziologische Systemtheorie, die am konsequentesten auf die Differenzierung kommunikativer und psychischer Prozesse achtet, bezeichnet diesen Zugriff von Kommunikation auf Personen als Prozess der Inklusion. Es handelt sich dabei um einen rein kommunikativen Prozess, ohne Beimengungen subjektiver Prozesse wie Deutungen, Unterstellungen usw. Dieser Prozess wird nachfolgend genauer betrachtet.

Die Mediensoziologie ist auf vielfältige Weise auf die Konzeption eigenständiger kommunikativer Konstruktionsprozesse angewiesen: Öffentlichkeit bzw. öffentliche Meinung etwa kann in einer komplexen Gesellschaft schon aufgrund der Anzahl an Gesellschaftsmitgliedern nicht auf individuelle Kenntnisse, Meinungen oder Einstellungen bezogen werden. Es kann sich nur um kommunikative Konstruktionen handeln, die mit Mitteln der Massenkommunikation gesellschaftlich bekannt gemacht und durchgesetzt werden (vgl. Luhmann 1990; Merten/Westerbarkey 1994). Oder nehmen wir den Fall der Publikumsforschung: Zwar kann der Begriff des Publikums durchaus auf Annahmefähigkeiten und Nutzungsverhalten von Lesern, Hörern und Zuschauern bezogen werden, aber das führt systematisch in das Problem des unbekanntes Publikums, mit dem es Massenmedien zu tun haben (vgl. Ang 2001). Dieses Problem kann nur aus der Perspektive des Mediensystems heraus begriffen werden, das mit quantifizierenden Publikumskonstruktionen arbeitet – mit dem Folgeproblem der Intransparenz qualitativer Publikumsmerkmale (vgl. Wehner et al. 2012; Passoth et al. 2014).

Diese grundlegend veränderte Analyseperspektive der Mediensoziologie, in deren Rahmen Analysen massenmedialer Inklusionsprozesse eingebettet sind, steht auf der Grundlage der bekannten Umstellung der Gesellschaftstheorie von Sozial- auf Systemintegration: Während die Sozialintegration den Vermittlungsgedanken mitträgt und auf eine Einbindung von Menschen in die Gesellschaft abzielt, beschränkt sich Systemintegration auf Leistungsbeziehungen zwischen gesellschaftlichen Bereichen. Der Bereich der Beziehungen zwischen Personen und gesellschaftlichen Bereichen wird dadurch freigesetzt, ohne dass dabei an eine Vermittlung von Individuum und Gesellschaft bzw. von Individuierung und Vergesellschaftung (vgl. Habermas 1976: 68) im Prozess der Sozialisation der Subjekte zu denken wäre. Diese Beziehungen können einerseits aus der Perspektive der Subjekte betrachtet werden, die sich durch Beteiligung an Kommunikation sozialisieren, und sie können andererseits aus der Sicht der sozialen, kommunikativen Prozesse beschrieben werden, die auf Subjekte bzw. psychische Systeme zugreifen.

Mediensoziologisch kann auf diese Weise trennscharf unterschieden werden, wie Subjekte bzw. psychische Systeme mit Medien umgehen (Theorie der Mediensozialisation) und wie Medien Subjekte adressieren, einbeziehen und beteiligen (Theorie der Inklusion durch Medien). Man kann die Explikation der Theorie der Inklusion durchaus an den oben genannten Begriff der Vergesellschaftung anschließen, nur eben als ein *gesellschaftlicher* ›Aneignungsprozess‹: Vergesellschaftung als eine Dimension von Sozialisation, in der sich Subjekte Gesellschaft aneignen, ist eine allgemein verbreitete Vorstel-

lung. Sehr viel weniger verbreitet dürfte der Gedanke sein, *dass auch die Gesellschaft sich ihr Personal erst »aneignen«, d.h., kommunikativ beobachten und verarbeiten muss.* Es ist diese Form der Vergesellschaftung, die mit Prozessen der Inklusion gemeint ist. Durch Inklusion, durch Überführung in die Form der Adressierung werden ›Menschen‹, ›Subjekte‹ bzw. bewusstseinsfähige psychische Systeme kommunikativ anschließbar, man hat es mithin »mit der kommunikativen Verfertigung von Akteuren zu tun« (Fuchs 1997: 60). Im Bereich der soziologischen Medienanalyse wird die Notwendigkeit der kommunikativ erzeugten Adressierbarkeit augenscheinlich, da die Medien stets auf Adressaten Bezug nehmen und permanent mit einem unbekanntem Publikum befasst sind, das gesucht, erreicht und vermessen werden muss. Medien zeichnen stets ein bestimmtes Bild von den Adressaten und beobachten auf diese Weise, also durch Inklusion, ihr Publikum.

Diese im Folgenden zugrunde gelegte Forschungsperspektive beruht auf einigen begrifflichen Dispositionen, die jeweils allgemein und speziell bezogen auf die Analyse von Medien zu erläutern sind. Ansatzpunkt hierbei ist – wie bereits erwähnt – die bekannte Umstellung der Theorie gesellschaftlicher Differenzierung von Sozial- auf Systemintegration. Systemintegration betrifft nicht mehr die Einbindung von Menschen in die Gesellschaft, sondern nur noch wechselseitige Abhängigkeiten und Leistungsbeziehungen gesellschaftlicher Teilbereiche. Der Begriff der Integration wird von Beziehungen zwischen Gesellschaft und Menschen abgelöst und nur noch auf gesellschaftliche Bereiche bezogen (2). Damit kann im Raum des Verhältnisses von Individuen und Gesellschaft begrifflich neu disponiert werden. Statt von einer subjektive und soziale Prozesse vermittelnden ›Vermittlung‹ von Individuum und Gesellschaft werden nun Relationen zwischen Subjekten bzw. psychischen Systemen und Gesellschaft bzw. sozialen, kommunikativen Systemen differenziert: von Subjekten aus gesehen als (Selbst-)Sozialisation, von sozialen, kommunikativen Prozessen aus gesehen als Inklusion. Richtet man mit den nachfolgenden Erörterungen das Augenmerk auf den Bereich der Inklusion, können verschiedene Formen von Inklusion und Exklusion unterschieden werden – ein nicht ganz einfacher Diskussionszusammenhang. Die Debatte um die genaue theoretische und empirische Bestimmung von Inklusion und Exklusion wird deshalb zunächst auf allgemeiner Ebene nachgezeichnet (3), um sie dann auf der Ebene der Massenkommunikation umzusetzen: Die vielfältigen Erscheinungsformen medialer Adressierung, Einbeziehung und Beteiligung von Personen bringen unterschiedliche Modi und Intensitäten massenmedialer Inklusionsprozesse zum Vorschein (4). Diese Zusammenhänge werden an einem konkreten Fallbeispiel veranschaulicht: der Quizshow »Wer wird Millionär?«. Diese Fernsehsendung bietet nicht nur ein reichhaltiges Arsenal an Inklusionsstrategien, sondern sie ermöglicht auch mit ihrer ungewöhnlich langen Laufzeit einen Vergleich von Inklusionsprozessen vor gut zehn Jahren und heute. Der Vergleich zeigt eine Veränderung und Steigerung von Inklusionsmodi und Inklusionsintensitäten, indem Personen zunehmend Gesicht und Stimme gegeben und aktive Beteiligungsrollen ausgebaut werden (5). Mit Begriffen wie ›Second Screen‹ und ›Social TV‹ werden neuerdings Verbindungen von Fernsehen und Internet beschrieben, also die parallele Rezeption und Nutzung von Sendungen und Internetanwendungen. Dadurch werden Möglichkeiten der Einbeziehung und Beteiligung des Publikums in den Bereichen Information, Unterhaltung und

Kommunikation erheblich erweitert, ohne dass dies die Problemstellung massenmedialeler Inklusionsprozesse grundlegend verändern würde (6).

2 Sozial- und Systemintegration

Verbreitungsmedien der Kommunikation begleiten Prozesse der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung. Jenseits des Raumes überschaubarer Interaktionsgefüge stellt sich systematisch das Problem der Verbreitung von Kommunikationen. Eine zentrale Grundlage mediensoziologischer Untersuchungen bildet deshalb eine Theorie gesellschaftlicher Differenzierung. Jede Theorie gesellschaftlicher Differenzierung enthält wiederum eine Vorstellung von Integration: Die Art und Weise, wie die Teile bzw. die Bereiche der Gesellschaft sich ausdifferenzieren, bestimmt zugleich die Art der Beziehungen zwischen diesen Teilen (vgl. Schimank 2000). Ältere Theorien sehen die Gesellschaft als Einheit, deren Teile durch Sozialintegration zusammengehalten werden. Sozialintegration meint in Bezug auf Individuen eine Einbindung von Personen in die Gesellschaft (vgl. Münch 1997).

Die *Umstellung von Sozial- auf Systemintegration*, wie sie vor allem von der soziologischen Systemtheorie vollzogen wurde, löst sich sowohl vom Modell des Ganzen und seiner Teile als auch von dem Bezug gesellschaftlicher Integration auf Individuen. Es handelt sich um eine strikt kommunikationsanalytische Theorie der Differenzierung und Integration (vgl. Mölders 2012). Zwar wird die Gesellschaft als Gesamtheit aller aufeinander Bezug nehmender Kommunikationen begriffen (vgl. Luhmann 1986: 24), aber es gibt keinen Standort außerhalb der Gesellschaft, von dem aus Gesellschaft als Einheit beobachtet und beschrieben werden könnte. Vielmehr differenzieren sich verschiedene gesellschaftliche Teilsysteme aus, die eine je spezifische Beschreibung der Gesellschaft anfertigen: eine Gesellschaft des Rechts, eine Gesellschaft der Politik, eine Gesellschaft der Wissenschaft usw. Genau genommen ist die Gesellschaft immer nur nach Maßgabe ihrer funktionalen Teilbereiche resonanzfähig, was Luhmann (1986) z.B. für ökologische Probleme anschaulich gezeigt hat. Die moderne Gesellschaft ist in diesem Sinne eine polykontexturale Gesellschaft, die nicht als Einheit in Teile zerlegbar, sondern nach System-Umwelt-Relationen differenziert ist.

Diese theoretischen Umstellungen resultieren aus der grundlegenden Annahme des ›operativen Konstruktivismus‹ (Luhmann 1991: 68), nach der Operationen niemals über die jeweils gebildeten Systemgrenzen hinausgreifen können. Exakt dieser Umstand schneidet die Differenzierungs- und Integrationstheorie Luhmanns von den klassischen Theorien und ihren Nachfolgern ab. Integration kann aufgrund der operativen Geschlossenheit der Teilsysteme keine wechselseitigen Eingriffs- oder Austauschbeziehungen meinen. Wenn aber nur operative Geschlossenheit zugrunde gelegt würde, könnte kaum von Integration im Sinne einer Intersystembeziehung die Rede sein. Integration wird nur verständlich unter Bedingungen der Geschlossenheit *und* Offenheit von Teilsystemen. Auch wenn die Teilsysteme sich mit der Etablierung eines binären Codes operational abschließen, sind sie keineswegs autark, sondern benötigen Leistungen anderer Teilsys-

teme. Die soziologische Systemtheorie begreift diese wechselseitigen Leistungsbeziehungen gesellschaftlicher Teilsysteme als Integration im Sinne von *Systemintegration*. Systemintegration ergibt sich aus dem grundlegenden Umstand, dass Teilsysteme einerseits geschlossen sind, indem sie ausschließlich mit speziell codierten Kommunikationen operieren, und andererseits konstitutiv auf Offenheit angewiesen sind, und zwar auf der Ebene ihrer Strukturen. Integration liegt immer dann vor, wenn soziale Systeme allgemein und gesellschaftliche Funktionssysteme wie Politik, Recht, Wissenschaft, Massenkommunikation usw. im Besonderen wechselseitige Leistungsbeziehungen etablieren (vgl. Bora 1999: 58ff.).

Systemintegration kann nun auch speziell im Verhältnis von *Massenkommunikation* und anderen gesellschaftlichen Bereichen (wie Politik, Wissenschaft, Recht usw.) betrachtet werden. Als Bezugsrahmen dient dabei die »[...] Vorstellung, das System benutze seine Programmatik, um seine Beziehungen zu anderen Funktionssystemen der Gesellschaft zu diversifizieren; und dies auf *struktureller* Ebene, weil Kontakte auf *operativer Ebene* ausgeschlossen sind« (Luhmann 1996: 127). Gerade die funktional ausdifferenzierte Gesellschaft ist bei ihrer Selbstreproduktion in besonderer Weise auf Verbreitungsmedien angewiesen (vgl. Luhmann 1997: 515f.). Diese Angewiesenheit ergibt sich daraus, dass jedes Teilsystem seinen eigenen, umfassenden Entwurf gesellschaftlicher Wirklichkeit entwickelt; unter diesen Bedingungen entsteht das Problem, wie dennoch ein für alle zugänglicher Wirklichkeitsentwurf angefertigt und gesellschaftsweit verbreitet werden kann. Diese Leistung erbringt die Massenkommunikation, weil sie interaktionsfrei, einseitig und generalisiert verläuft. Ganz grundlegend wird hier schon deutlich, dass Massenkommunikation, insofern sie integrative Leistungen erbringt, auf Systemintegration abgestellt ist. Sozialintegration im herkömmlichen Sinne, das hat insbesondere Habermas' (1981) Theorie des kommunikativen Handelns deutlich gemacht, bedarf dagegen der *interaktiv* vollzogenen diskursiven Verständigung. Auch die Leistungsbeziehungen in Prozessen der Systemintegration haben ihre Voraussetzungen, insbesondere setzen sie wechselseitige Anpassungsprozesse durch Programmierungen voraus. Auch die Massenkommunikation programmiert ihre Kommunikationen und richtet sie nach bestimmten Regeln und Kriterien auf ihre gesellschaftliche Umwelt aus. Luhmann (1996) unterscheidet im Bereich des Fernsehens drei Programmbereiche: Nachrichten und Berichte, Unterhaltung sowie Werbung. Diese Programmbereiche etablieren unterschiedlich ausgeprägte Leistungsbeziehungen zu anderen Teilsystemen: Nachrichten stehen in enger Beziehung zur Politik, Unterhaltung etwa zum Sport, Werbung zur Wirtschaft. Diese Leistungsbeziehungen können als Systemintegration durch Medien beschrieben werden (vgl. Sutter 2010: 82ff.).

3 Gesellschaftliche Differenzierung und Inklusion

Die Umstellung von Sozial- auf Systemintegration setzt den Raum der Beziehungen zwischen Individuen und Gesellschaft frei. Von den Subjekten bzw. psychischen Systemen aus gesehen werden diese Beziehungen mit einer Theorie der (Selbst-)Sozialisation be-

schrieben und analysiert (vgl. Sutter 2009). Im Folgenden geht es um die Sicht der Gesellschaft, die mit einer Theorie der Inklusion und Exklusion erfasst wird. Mit Inklusion wird die strukturelle Kopplung zwischen sozialen und psychischen Systemen beschrieben – und zwar von den sozialen Systemen aus gesehen. Soziale, mit Kommunikationen operierende Systeme inkludieren psychische Systeme, indem sie diese als kommunikativ adressierbare Personen beobachten und behandeln (vgl. Luhmann 1997: 618ff.). Auf diese Weise stellen psychische Systeme ihre Eigenkomplexität für das Operieren sozialer Systeme zur Verfügung, aber nicht gewissermaßen als – Systemgrenzen überschreitende – Transferleistung, sondern als rein intern vollzogener Zugriff kommunikativer Systeme auf Personen. Inklusion wahrt die operative Geschlossenheit sozialer und psychischer Systeme, insofern ›Menschen‹, Subjekte oder Bewusstseine als solche tatsächlich nicht in Kommunikationen vorkommen, sondern nur als soziale, kommunikative Konstrukte.

Auf diesen strikt subjektfreien Begriff der Inklusion richtet sich eine grundlegende Kritik am systemtheoretischen Konstruktivismus: Die Systemtheorie habe fälschlicherweise die Menschen aus ihrem Gegenstandsbereich ausgeschlossen und überhaupt Subjekte aufgelöst, um nur noch eine Makrosoziologie sozialer Systeme zu betreiben. Allerdings offenbare die Systemtheorie überall da, wo die Entstehung sozialer Systeme im Zusammenspiel von Akteuren und die Rolle eigensinniger Akteure (etwa im Bereich von Protestbewegungen) sichtbar würden, grundlegende Schwächen (vgl. Esser 2000: 259). Wenn auch in der Systemtheorie von Individuen, Personen, Menschen und Bevölkerung die Rede sei, wäre zu überlegen, ob die Reproduktion und Dynamik gesellschaftlicher Prozesse nicht doch von leibhaftigen, handelnden Menschen bzw. Akteuren getragen werde (vgl. Esser 2002: 30). Wenn nun mit diesen Hinweisen zum Ausdruck gebracht wird, dass mit der Unterscheidung von Inklusion/Exklusion unter der Hand ein Akteursbezug in die Theorie sozialer Systeme eingeschleust wird, so ist dem zu entgegenen, dass dies – wenn es die Ebene der Operationen berühren würde – zu tiefgreifenden, nicht mehr korrigierbaren Verwerfungen in der Theoriearchitektur führen würde. Eine der neueren Debatten dieser Problematik macht denn auch klar, dass die Konzeption von Akteuren keine Brücke zwischen Handlungs- und Systemtheorie schlägt, sondern eine Verortung im Bereich der soziologischen Handlungstheorie mitführt (vgl. Schimank 2010; Schwinn 2010). Das ist auch dann der Fall, wenn die funktionale Differenzierung gesellschaftlicher Teilsysteme ernst genommen, die Dynamik dieses Prozesses aber auf der Ebene gesellschaftlicher Akteure verortet wird (wie Schimank (2010) klarstellt). Tatsächlich wird mit dem strikt subjektfreien Begriff der Inklusion gerade kein Akteursbezug sensu Esser oder Schimank hergestellt, so als ob Akteure nun als Motoren der Dynamik gesellschaftlicher Prozesse fungieren könnten. Vielmehr werden strukturelle Kopplungsbeziehungen zwischen sozialen und psychischen Systemen bei Wahrung der operativen Geschlossenheit dieser Systeme beschrieben: Inklusion/Exklusion ist keine Hilfskonstruktion zur Abfederung von Menschen, die in soziale Systeme eindringen, sondern ein grundlegender, kommunikative Operationen strukturierender Kopplungsmechanismus. Allerdings – und damit kann man dem oft gehegten Verdacht ein gewisses Verständnis entgegen bringen, die soziologische Systemtheorie sei soziozentrisch aufgebaut – ist mit einer Theorie von Inklusions- und Exklusionsprozessen *nur die Hälfte* der

Arbeit getan, nämlich die strikt kommunikationstheoretische Beschreibung der Adressierung, Einbeziehung und Beteiligung von Personen. Indem Luhmann, wie oben schon erwähnt, die Beziehungen zwischen Individuen und Gesellschaft mit einer Theorie der Inklusion und Exklusion von Personen reformuliert, kommen diese Relationen *nur von der Gesellschaft aus* gesehen in den Blick. Die andere Hälfte fehlt noch, nämlich die strukturelle Kopplung zwischen Bewusstsein und Kommunikation *von den psychischen Systemen aus* gesehen, also – wie oben bereits hervorgehoben – eine Theorie der Sozialisation. Deshalb ersetzt in der Systemtheorie das Verhältnis von Inklusion und Sozialisation das klassische Bezugsproblem der Vermittlung von Individuum und Gesellschaft (vgl. Luhmann 1989: 161).

Inklusion bildet den grundlegenden Modus der Beziehungen zwischen sozialen und psychischen Systemen – von den sozialen, kommunikativen Systemen aus gesehen (vgl. die Überblicke von Göbel/Schmidt 1998, Farzin 2006).¹ Inklusion ist kein gesamtgesellschaftlicher Prozess, sondern wird an die verschiedenen gesellschaftlichen Funktionssysteme verwiesen. Eine Inklusionstheorie wird also darauf gerichtet sein, teilsystemspezifische Formen der Inklusion zu beschreiben (vgl. die Typologie teilsystemspezifischer Inklusionen von Stichweh 1988): Zur Ausdifferenzierung von Funktionssystemen gehören bestimmte Leistungsrollen, die durch Publikumsrollen ergänzt werden. Diese Rollen sorgen für die Einbeziehung und Partizipation der Gesamtbevölkerung. Es handelt sich um funktionssystemspezifische Leistungs- und Spezialistenrollen auf der einen Seite und »Publikumsrollen« auf der anderen Seite, über die potentiell alle Gesellschaftsmitglieder inkludiert werden (vgl. Tyrell 1998: 188f.). Teilsystemspezifische Publikumsrollen sind etwa: Konsument, Patient, Wähler, Schüler, Klient usw. Inklusionen stellen eine grundlegende Art struktureller Kopplung dar, die prinzipiell für alle Beziehungen zwischen sozialen Systemen und ihrer psychischen Umwelt relevant ist. Demnach gibt es nicht nur teilsystemspezifische Formen der Inklusion, sondern es sind auch Organisationen und Interaktionen als Inklusionsbereiche zu berücksichtigen (vgl. Nassehi/Nollmann 1997). Inklusion ist mithin ein grundlegender Vorgang auf allen Ebenen sozialer Systeme (vgl. Stichweh 2009b). Auf der Ebene von Funktionssystemen herrscht prinzipiell Vollinklusion, die aber auf der Ebene von Organisationen mehr oder weniger realisiert und eingeschränkt wird. Auf diese Weise differenzieren sich auf der Grundlage allgemeiner Inklusionsprinzipien spezifische Inklusionsmodi aus: So haben alle Zugang zur Rechtsprechung; wer aber Prozesse führen darf, wer als Richter, Anwalt usw. auftreten darf, legt das Rechtssystem gesondert fest (vgl. Bora 1999: 66ff.). Inklusionsmodi stellen Programme dar, mit denen die Beteiligung von Personen geregelt wird. So können Publikums- und Leistungsrollen facettenreich abgestuft werden, was oftmals mit Rollenasymmetrien geschieht: Arzt/Patient, Lehrer/Schüler usw.

Gegen diese Vorstellung, man müsse mit einem gradualisierten und modalisierten Inklusionsbegriff arbeiten, sind grundsätzliche Einwände erhoben worden: Der Inklusi-

1 Es gibt unterschiedliche Varianten einer Theorie der Inklusion, etwa rollentheoretische oder netzwerktheoretische (vgl. Stichweh 2009a), aber auch im Rahmen von Nutzungs- und Medienzugangsperspektiven (etwa Jäckel 1999).

onsbegriff, sofern er vor allem auf die Funktionssysteme gerichtet sei, bleibe unscharf, und die damit zusammenhängenden »[...] Beschreibungsprobleme des Inklusion/Exklusions-Schemas werden hinweggradualisiert.« (Nollmann 1997: 201) Man müsse im Gegenteil einen binären Inklusionsbegriff zugrunde legen.

»Sieht man genauer hin, so überzeugt der Gedanke einer Steigerbarkeit von Inklusion nicht. Man könnte nicht feststellen, wer mehr inkludiert ist als andere. Etwa derjenige, der *sechsstellige Guthaben* bei einer Bank hat, oder derjenige, der *siebenstelligen Schulden* aufweist? [...] Man müsste umfangreiche Kriterien für unterschiedliche Funktionsbereiche entwickeln, die trennscharf Inklusionsstärken herauszuarbeiten in der Lage sind.« (Nassehi/Nollmann 1997: 399)

Nun sind solche Differenzierungen, wie die Autoren sogleich einräumen, etwa Stichwehs (1988) teilsystemspezifischen Inklusionsformen zu entnehmen. Damit relativieren sich Einwände aus Sicht eines binären Inklusionsbegriffs deutlich, indem sie auf die prinzipielle Vollinklusion auf der Ebene der Funktionssysteme verweisen und ansonsten eine Differenzierung des Inklusionsbegriffs unter Einbeziehung von Organisationen und Interaktionen anmahnen.

Folgt man diesem Vorschlag, werden Programmierungsleistungen der Funktionssysteme im Bereich von Inklusionsbeziehungen sichtbar, also unterschiedliche Inklusionsmodi und Inklusionsstärken. Der Steigerungs- und Modalbegriff der Inklusion wird nur auf der Ebene der Funktionssysteme zurückgewiesen und auf die Ebene der Organisation verlegt. In der Tat sagt prinzipielle Vollinklusion noch nichts darüber aus, *wie* Personen in Funktionssysteme inkludiert sind (vgl. Stichweh 1988: 402). Damit wird der Inklusionsbegriff ausgeweitet und der Exklusionsbegriff eingeschränkt, insofern vieles, was als Exklusionsphänomen beschrieben wird (Armut, Arbeitslosigkeit usw.), als unterschiedliche Formen der Inklusion analysiert werden kann.² Diese Konstellation kann mit der Unterscheidung von bestimmten und unbestimmten Exklusionen näher erläutert werden (vgl. Nassehi 2004: 336f.): Bestimmte Exklusionen sind *inklusive* kommunikative Operationen, die Exklusionen erst sichtbar machen. Vollinklusion der Funktionssysteme hat daneben als unsichtbaren Nebeneffekt unbestimmte Exklusionen zur Folge, also all das, was nicht einmal kommuniziert wird. Es gibt demnach sichtbare Exklusionen, die stets Konstrukte kommunikativer Inklusionsoperationen sind, und es gibt unsichtbare Exklusionen. Es handelt sich dann gewissermaßen um Nicht-Personen, die nicht einmal als irrelevant behandelt werden, sondern schlicht unsichtbar, d.h. nicht an Kommunikationen anschließbar, sind. Entsprechend unterscheidet auch Stichweh (2005: 185ff.) ex-

2 Unter Bedingungen der Vollinklusion als Kategorie der Selbstbeschreibung von Funktionssystemen werden Formen der »inkludierenden Exklusion« (Bohn 2009: 244) erkennbar. Mit der Ausweitung des Inklusionsbegriffs wird die Bedeutung des Begriffs der Exklusion fraglich, mit dem nur noch extreme Fälle der Unsichtbarkeit von Personen erfasst werden (vgl. Nassehi 2013: 38). Es handelt sich allerdings nur um den Begriff der reinen Exklusion, weniger extreme Fälle wären dann als inkludierende Exklusion zu beschreiben. Der Umstand, dass Verhältnisse von Inklusion und Exklusion stets innerhalb der Gesellschaft verbleiben, führt zu dem grundlegenden »Befund vielfach ver-schränkter Inklusions- und Exklusionsfiguren« (Bohn 2008: 186).

plizite und implizite Exklusionen, wobei explizite Exklusionen Formen der Inklusion sind.³ Trotz prinzipieller Vollinklusion auf der Ebene der Funktionssysteme weiten sich implizite Exklusionen aus, mit der Möglichkeit, sie in explizite Exklusionen und damit in Inklusionen zu überführen.⁴ Es können also verschiedene Formen der Exklusion in der modernen Gesellschaft unterschieden werden.

Explizite und implizite bzw. bestimmte und unbestimmte Exklusionen machen auf unterschiedliche Verhältnisse auf den Ebenen von Interaktion, Organisation und Funktionssystemen aufmerksam (vgl. Stichweh 2005: 361f.): *Interaktionen* exkludieren alle Nicht-Anwesenden im Sinne von unbestimmten Exklusionen. *Organisationen* haben per Mitgliedschaft einen riesigen, konstitutiven Horizont unbestimmter Exklusion. Exklusion als Konstitutionsprinzip der Organisation widerspricht der Vollinklusion der Funktionssysteme, d.h.: lässt sie scheitern (vgl. Luhmann 2000: 394; hierzu auch Lehmann 2003). Ebenso konstitutiv sind dabei Formen bestimmter Exklusion. *Funktionssysteme* sehen dagegen keine bestimmten Exklusionen vor, d.h., Exklusionen können für Funktionssysteme nur unbestimmt und unsichtbar sein. Das Verhältnis von globaler Inklusion auf der Ebene der Funktionssysteme und lokal bzw. regional sich vollziehender Exklusion spricht gegen Luhmanns Sicht eines Inklusion/Exklusions-Schemas, das als Supercodierung der Weltgesellschaft bzw. Primärdifferenzierung der Gesellschaft noch vor funktionaler Ausdifferenzierung fungiert (vgl. Stichweh 1997: 132).⁵ Die regionale Realisierung von Exklusionen in Absetzung von globalen Inklusionen bedeutet also Realisierung bestimmter Exklusionen, wohingegen es global nur unbestimmte Exklusion gibt.

Bei alledem wird deutlich: *Das Feld bestimmbarer Exklusionen verweist auf Modi und graduell abstufbare Intensitäten von Inklusionen*. Es geht um Chancen des Zugangs und der Teilhabe an vielfältigen Leistungen der Funktionssysteme. Weitgehende Einigkeit in der Debatte um die Inklusion/Exklusions-Unterscheidung herrscht in der Ansicht, dass ein ausgeweiteter Inklusionsbegriff differenziert werden muss, um empirisch gehaltvoll zu werden. Die Feinjustierungen und die Differenziertheit der Inklusionen auf allen Ebenen sozialer Systeme können mit einem modalisierten und gradualisierten Inklusionsbe-

3 Siehe auch William A. Gamson (1995), der von »active exclusion« am Beispiel von Genozid und »indirect exclusion« an Beispielen subtiler, unsichtbarer Formen von Exklusion spricht. Florian Muhle (2013) rekonstruiert in Interaktionsanalysen Fälle von »exkludierender Inklusion«. Weiterhin können Institutionen der inkludierenden Exklusion (z.B. Jugendhilfe) von Institutionen der exkludierenden Inklusion (z.B. Jugendbanden) unterschieden werden (vgl. Stichweh 2009b: 38ff.).

4 »Eine Eigentümlichkeit der modernen Gesellschaft ist nun, daß sie solche potentiell konfliktgenerierende »Neins« eher abbaut. Es fallen zahlreiche Mechanismen auf, die eine Nichtberücksichtigung kommunikativ transportieren, ohne daß ein Ausschluß explizit vollzogen würde. Beispiele sind Ausschreibungen, Wettbewerbe, Stellenbesetzungen und Auktionen. In all diesen Verfahren wird die Aufmerksamkeit auf das »Ja« gelenkt – und nicht auf das »Nein«. Alle diese Verfahren erlauben eine massenhafte Nichtberücksichtigung von Interessenten und Teilnehmern, wobei der Focus der Aufmerksamkeit aber immer auf dem »Ja« bleibt.« (Stichweh 2005: 186)

5 »Nur die Funktionssysteme konstituieren jedes für sich ihrerseits einen globalen weltweiten Zusammenhang. Weltwirtschaft, Weltliteratur, selbst der vielleicht schwierigste Fall, Weltrecht, sind heute unbestreitbare Phänomene. Exklusion aber findet immer lokal oder regional statt.« (Stichweh 1997: 132)

griff analysiert werden. Die in der Moderne vorangetriebene (exklusive) Individualitätssemantik zieht eine Vielzahl funktionssystemspezifischer Inklusionsformen nach sich: Rechtsuchende, Wähler, Gläubige, Käufer, Patienten, Studenten etc. Gerade die Exklusivität der Individuen wirft die Frage auf, wer in welcher Weise dazugehört. Modaler Inklusionsbegriff meint also: »In welcher Hinsicht gehört wer wo dazu?« (Bora 2002: 70) Modalisierungen und Gradualisierungen von Inklusionen hängen empirisch direkt zusammen und können nur analytisch getrennt werden, d.h., Modalisierungen erzeugen Steigerungsverhältnisse. Inklusionsmodi und Inklusionsintensitäten können bis auf die Ebene einzelner Personen heruntergebrochen werden. Auf dieser Ebene können Inklusionsprofile der Gesellschaftsmitglieder beschrieben werden, die sich aus individuellen Teilsysteminklusionen zusammensetzen. Es handelt sich dabei um »Facetten der Inklusion« (Burzan/Schimank 2004) – wir würden sagen: Inklusionsmodi –, die nach sachlicher, zeitlicher und sozialer Dimension differenziert werden können: In der sachlichen Dimension können Inklusionen obligatorisch oder optional sein. In der zeitlichen Dimension können lebenslange und lebensphasenspezifische, häufige und sporadische sowie langwährende und kurzzeitige Inklusionen unterschieden werden, in der sozialen Dimension schließlich symmetrische und asymmetrische, interaktive und nicht interaktive, formalisierte und nicht formalisierte, kommerzielle und nicht kommerzielle sowie direkte und indirekte Inklusionen (vgl. Burzan/Schimank 2004).

Eine Systemtheorie der Inklusion, die an funktionssystemspezifischen Kommunikationen ansetzt, erscheint noch ergänzungsbedürftig: Mit einer Systemtheorie des Populären bringt Urs Stäheli (2004) allgemeine, quer zu den Funktionssystemen liegende Aspekte von Inklusionsprozessen zur Geltung. Zum einen lässt die Konzeption von Leistungs- und Publikumsrollen offen, wie das jeweils universalistisch angelegte Publikum eines Funktionssystems von außen in Differenz zu einem Nicht-Publikum beobachtet und beschrieben werden kann. Weiterhin reicht es nicht aus, einem Publikum prinzipiell universelle Zugangsmöglichkeiten zu eröffnen, darüber hinaus muss die Inklusion attraktiv für das Publikum gemacht werden. Das bedeutet, dass »[...] Funktionssysteme selbst populäre Kommunikation produzieren – genauer produzieren *müssen*, um Inklusionsprozesse erfolgreich organisieren zu können« (Stäheli 2004: 171). Die Universalisierung funktionssystemspezifischer Inklusion ist ein laufender Prozess und kein Zustand, der endgültig etabliert und konsolidiert werden kann. Dieser Prozess »[...] bedarf unterschiedlicher Technologien, Semantiken und Operationsweisen, welche Inklusion erst attraktiv machen« (Stäheli 2007: 312). Damit betreten wir nicht nur die Ebene von Inklusionsmodi und Inklusionsintensitäten, mit denen – in zunehmend individualisierter Form – Publikumsrollen geschaffen werden.⁶ Darüber hinaus müssen die Individuen dazu bewegt werden, die Publikumsrollen anzunehmen, d.h., ein- und nicht abschalten, kaufen

6 »Notwendig wird also eine Theoretisierung der Funktionsweise von Inklusionsprozessen – eine Theoretisierung, die über die bloße Feststellung, daß jemand inkludiert ist oder nicht, hinausgeht. Zu fragen ist deshalb, wie diese Inklusionsprozesse funktionieren und welche Subjektivierungstechniken dazu verwendet werden.« (Stäheli 2004: 180)

statt nicht kaufen, wählen statt Wahlabstinenz usw. Hier kommen die quer zu den Funktionssystemen liegenden Semantiken des Populären ins Spiel:

»Die Universalisierungssemantiken von Funktionssystemen zwingen sowohl zur ständigen Ausweitung von Systempublika, wie auch zum stetigen Einsatz persuasiver Kommunikation. Um den semantischen Universalisierungsdruck meistern zu können, müssen sich Funktionssysteme für entsprechende Inklusionsmodi und -techniken interessieren« (Stäheli 2004: 181).

Man könnte an dieser Stelle daran denken, dass nun vor allem das Mediensystem mit seinen Möglichkeiten der Inszenierung und Präsentation attraktiver Wirklichkeitsentwürfe bis hin zu spektakulären Ereignissen den Bedarf an populären Semantiken abdeckt. Das Populäre kann aber gerade keinem Funktionssystem zugeordnet werden und bildet auch selbst kein System.⁷ Freilich bedient sich das Populäre in besonderer Weise den Möglichkeiten moderner Verbreitungsmedien, was durch die medialen Techniken deutlich wird, die in den verschiedenen Funktionssystemen genutzt werden (vgl. Stäheli 2007: 315ff.). Das Populäre ist also ein Thema der allgemeinen Systemtheorie der Inklusion und darf nicht als spezifischer Inklusionsmodus der Massenmedien missverstanden werden.

Mit einer kurzen Bilanz der bisherigen Darlegungen können die Grundzüge einer allgemeinen Theorie gesellschaftlicher Differenzierung und Inklusion umrissen werden: Die Unterscheidung von Sozial- und Systemintegration trennt den Bereich wechselseitiger Leistungsbeziehungen zwischen funktionalen Teilsystemen (Systemintegration) vom Bereich des Verhältnisses der Gesellschaft zu den Individuen. Dieser zweite Bereich, der einmal von einer Theorie der Sozialintegration untersucht wurde, wird in der Systemtheorie freigesetzt und reformuliert: Sozialisation und Inklusion beschreiben, wie psychische auf kommunikative und wie kommunikative auf psychische Systeme zugreifen. Mit Prozessen der Inklusion können Arten und Weisen beschrieben werden, wie Gesellschaft ihr Personal beobachtet sowie Personen einbezieht und beteiligt. Dies ist ein rein kommunikativer, subjektfreier Prozess, der auf der strikten operativen Differenz zwischen kommunikativen und psychischen Systemen beruht. Dieser Prozess muss auf alle Arten sozialer Systeme bezogen werden: gesellschaftliche Funktionssysteme, Organisationen und Interaktionen. Wird die Inklusion/Exklusions-Unterscheidung in diesen Zusammenhang gestellt, führt das zu einer Ausweitung und Differenzierung des Begriffs der Inklusion. Vor dem Horizont unbestimmter Exklusion, die nicht eigens kommuniziert wird, bilden bestimmte, explizite, d.h. kommunizierbare und thematisierbare, Exklusionen zugleich Formen von Inklusionen. Mit dieser Ausweitung geht eine Differenzierung des Inklusionsbegriffs einher: Unterhalb des mehr oder weniger realisierbaren Potentials der Vollinklusion in Funktionssysteme werden vielfältige Inklusionsmodi und Inklusi-

7 An dieser Stelle liegt der Verweis auf die Moral in der modernen Gesellschaft nahe: Auch die moralische Kommunikation liegt quer zu den Funktionssystemen, die ihre jeweiligen Operationsweisen von Moral abgekoppelt haben, sich indessen auf vielfältige Weise moralischer Kommunikation bedienen (vgl. Luhmann 1989: 434).

onsintensitäten sichtbar. Diese allgemeinen Überlegungen sind nun im Bereich massenmedialer Inklusionsprozesse umzusetzen.

4 Massenmediale Inklusionsprozesse

Wiewohl Inklusionsprozesse in den Beziehungen zwischen sozialen und psychischen Systemen von grundlegender Bedeutung sind, wurden sie bislang in der Medienforschung noch nicht ausreichend beachtet. Im Bereich der Medienkommunikation ist besonders deutlich, in welcher Weise sich Inklusion auf unterschiedlichen Ebenen vollzieht: Auf der Ebene des Funktionssystems der Verbreitungsmedien gibt es eine grundlegende Allinklusion von Jedermann, d.h., im Prinzip können alle auf die Medienangebote zugreifen. Eine Lebensführung ohne Kontakte zu Medien ist mittlerweile kaum mehr vorstellbar. Das berühmte Diktum Luhmanns (1996), dass unser Wissen von der Welt von den Medien stammt, bedeutet zugleich, dass die Welt (nicht direkt zugänglicher Erfahrungsräume) uns vornehmlich über Medien adressiert. Das System der Massenmedien ist auf die besondere Leistung der gesellschaftsweiten Verbreitung von Kommunikation abgestellt.⁸ Die gesellschaftlichen Funktionssysteme sind auf Massenmedien angewiesen, um ein breites Publikum adressieren zu können. In der modernen, komplexen, funktional ausdifferenzierten Gesellschaft wird eine massenmedial hergestellte Öffentlichkeit immer wichtiger für den Vollzug von Inklusionen. Vor allem im Bereich der Politik ist diese Angewiesenheit auf Öffentlichkeit offensichtlich (vgl. Gerhards/Neidhardt 1991).

Zur prinzipiell gegebenen Allinklusion auf der Ebene des Funktionssystems der Massenkommunikation treten unterschiedliche Inklusionsmodi auf der Ebene der Programmierung medial verbreiteter Kommunikationen. Von Fall zu Fall legen die massenmedialen Kommunikationen quantitativ und qualitativ variabel fest, welche Menschen auf welche Weise als relevant/nicht relevant bzw. zugehörig/nicht zugehörig behandelt werden. So setzen verschiedene Programmformen des Fernsehens (u.a. Nachrichten, Werbung und Unterhaltung) bestimmte Individuen voraus: als interessierte Beobachter, als nutzenmaximierende oder sich mit sich selbst auseinandersetzenende Personen (vgl. Luhmann 1996: 130ff.). »In allen Programmbereichen der Massenmedien ist mithin ›der Mensch‹ impliziert« (Luhmann 1996: 135), nicht als psychisch operierendes Subjekt, denn darauf können (massenmediale) Kommunikationen nicht direkt zugreifen, sondern als soziales Konstrukt. Mit diesen sozialen, kommunikativen Konstruktionen, die als Inklusionsprozesse gefasst werden, liest die Massenkommunikation gewissermaßen mit den intern zur Verfügung stehenden Möglichkeiten ihre psychische Umwelt. Die derart entwickelten sozialen Konstrukte bezeichnet Luhmann (1996) in seiner Theorie der Massenkommunikation als Schemata, welche die Medienangebote bei den Adressaten voraussetzen. Diese Voraussetzung ist insofern unproblematisch, als die Schemata

8 Allinklusion findet unter der Bedingung statt, dass die Gesellschaft insgesamt nicht adressierbar und als Gesamtheit erreichbar ist. Dieses Problem wird durch die Semantik des Massenmediums bearbeitet, also der prinzipiellen Erreichbarkeit aller Personen (vgl. Bartz 2007: 161ff.).

von den Adressaten durch den Umgang mit Medien erworben werden und damit eine verlässliche, von der Massenkommunikation in Eigenregie etablierte Verankerung der Medienangebote in den psychischen Systemen bilden. Auf diese Weise werden Verständlichkeit der Medienangebote und Abnahmebereitschaft der Rezipienten gesichert.⁹

Im Bereich medial verbreiteter Kommunikation ist der Zusammenhang von globalen Kommunikationen und Inklusionsprozessen in Form adressatenspezifischer Ausrichtung der Kommunikation (›Zielgruppen‹) besonders auffällig. Oftmals ist in diesen Zusammenhängen von Adressenordnungen die Rede (vgl. Schabacher 2001). Mit der Globalisierung gesellschaftlicher Kommunikation entstehen zunehmend komplexe Adressen. Mit der Ausdifferenzierung und dem Wandel von Kommunikationsmedien sind unterschiedliche Adressenordnungen der modernen Gesellschaft verknüpft, z.B. eine neue Ortsunabhängigkeit von Adressen (vgl. Stichweh 2001).¹⁰ Zudem können sich hinter Adressen unterschiedliche Entitäten verbergen: Personen, Computer, softwaregesteuerte Agenten usw. Verschiedene Medien etablieren unterschiedliche Adressenordnungen (vgl. Dotzler et al. 2001). Die Entkopplung von Sender und Empfänger in den Massenmedien führt zur Ausdifferenzierung von Adressen, zu einer »Pluralität der Adressenbildung« (Pundt 2008: 160).

In Prozessen der Inklusion identifizieren und behandeln medial verbreitete Kommunikationen psychische Systeme auf vielfältige Weise als Personen, die in passiven Rollen angesprochen oder in aktiven Rollen beteiligt werden (in Telefonaten, Interviews, als Quizpartner, Experten, Augenzeugen etc.). *Unterschiedliche Modi und Intensitäten massenmedialer Inklusionsprozesse lassen sich dementsprechend an unterschiedlichen Formen der Adressierung, Einbeziehung und aktiven Beteiligung von Personen ablesen.* Eine erste allgemeine Systematik dieser Konstellationen liefern die oben schon erwähnten unterschiedlichen Leistungs- und Publikumsrollen nach Stichweh (1988). Im System der Massenkommunikation werden bestimmte Leistungsrollen durch Medienakteure besetzt, also Moderatoren, Kommentatoren, Nachrichtensprecher etc. Den Leistungsrollenträgern steht ein zumeist passives, d.h. nur beobachtendes, rezipierendes Publikum gegenüber.¹¹ Darüber hinaus gibt es für das Publikum neben den ›Exit‹- auch ›Voice‹-Optionen.

9 Der Erwerb der Schemata im Umgang mit Medien ist auf Grundlage der operativen Trennung psychischer und sozialer Prozesse dem Bereich der Sozialisation der Medienrezipienten zuzuordnen. Insofern setzt sich diese Forschungsperspektive von Ansätzen ab, die Prozesse der Inklusion und Exklusion im Bereich des Zugangs zu Medien und der Mediennutzung verorten (vgl. Jäckel 1999). Eher wäre an Anknüpfen an Untersuchungskategorien in systemtheoretischen Forschungen zu denken, etwa die »Kommunikationsqualitäten« (Spangenberg 1992, 1993), mit denen massenmediale Kommunikationen Aufmerksamkeitsbindungen auf der Seite des Publikums abzusichern suchen.

10 Setzt der Briefverkehr noch eine ortsgebundene Adresse voraus, so kann ein Mobiltelefon überall angewählt werden.

11 Die Rede vom passiven Publikum geht in den vorliegenden Erörterungen von der einseitigen Form der Massenmedien aus, die das Publikum in passiven Beobachterrollen auf Distanz hält. Diese Perspektive ist nicht mit dem Bild aktiver Rezipienten zu verwechseln, die in diesen Beobachterrollen vielfältige Interpretations- und Deutungsleistungen vollbringen, was in zahlreichen Rezeptionsforschungen gezeigt wird. Auch hier ist also die Differenzierung einer von Medien und einer von Rezipienten ausgehenden Sicht entscheidend. Prozesse der direkten Adressierung und Einbeziehung des

Bestimmte Personen können ›Voice‹-Optionen, also aktive Beteiligungsmöglichkeiten wie Rederechte in Anspruch nehmen, für andere wahrnehmbare Reaktionen äußern usw. Dem größten Teil des Publikums bleibt aber nur die ›Exit‹-Option, also Zuschauen/Zuhören oder Abschalten.

An dieser Stelle kommen quantifizierte Formen der Beobachtung, Einbeziehung und Beteiligung des Publikums in den Blick. Hierbei können zwei Ebenen unterschieden werden: Die *erste Ebene*, die in den vorliegenden Überlegungen nicht im Mittelpunkt steht, bildet *das vermessene Publikum*. Inkludiert wird nicht nur ein Publikum, das angesprochen, einbezogen und beteiligt wird, sondern auch ein Publikum, das schlicht ein- oder ausschaltet (bzw. ein Medienprodukt kauft oder nicht kauft). Dieser Inklusionsmodus, der vor allem die bekannte Quote im Fernsehen bildet, dient auch der Selbstbeobachtung und Selbststeuerung des Mediensystems. Die quantitative Publikumsvermessung kann als »numerische Inklusion« (Wehner 2010) beschrieben werden, und sie steht im größeren Zusammenhang der zunehmenden quantifizierten, zahlenförmigen Darstellung und wechselseitigen Beobachtung gesellschaftlicher Bereiche. Man kann hier von einer sich ausbreitenden »Quantifizierung der Gesellschaft« (Wehner et al. 2012) sprechen. Viele Bereiche wie Wirtschaft, Wissenschaft oder Gesundheit werden durch zahlenförmig ausgedrückte Maßstäbe, Vergleiche und Trends (z.B. Konjunktur, Rankings, Normalgewicht) geprägt. In der Terminologie der vorliegenden Erörterung sind hier quantifizierbare Prozesse der Systemintegration, also wechselseitiger Beobachtungs- und Leistungsbeziehungen gesellschaftlicher Bereiche, von Prozessen der (numerischen) Inklusion, also quantifizierbarer Beobachtungen und Adressierungen von Personen zu unterscheiden. So hängen die Werbeeinnahmen der Medien (also Leistungsbeziehungen zwischen Wirtschaft und Massenmedien) von Einschaltquoten und Verkaufszahlen ab. Diese resultieren wiederum aus mehr oder weniger erfolgreichen Strategien der numerischen Inklusion, also der Publikumsadressierung und Publikumsvermessung der Massenmedien. Menschen und Rezipienten werden zu einer bestimmten Form eines Kollektivs, eines Publikums, das aus Personen besteht, die kaufen oder nicht kaufen, die ein- oder ausschalten, die zu bestimmten Zeiten einschalten, die bestimmte Zeiträume bei einer Sendung verweilen usw.

Die *zweite Ebene* quantifizierter Formen der Inklusion findet sich in den Sendungen selbst: In Castingshows, Quizsendungen usw. wird das Publikum in vielfältigen quantitativen Formen einbezogen und beteiligt. So werden Wettbewerbe durchgeführt, bei denen die Zuschauer über die Kandidaten abstimmen. Dabei können auch unterschiedliche Formen gemischt werden: Bei der deutschen Gesangs-Castingshow »The Voice of Germany« können Zuschauer nicht nur für ihre Kandidatin oder ihren Kandidaten anrufen, sondern auch den Song herunterladen, was ebenfalls in das Abstimmungsergebnis einfließt. Der Höhepunkt dieser Sendung besteht dann darin, dass das Abstimmungsergebnis mit Balken dargestellt wird, die vor den Augen der Akteure und des Publikums langsam hochfahren. Die numerische Inklusion ist also ein Modus der Einbeziehung und Be-

Publikums sowie aktive Beteiligungsmöglichkeiten für Teile des Publikums liegen auf einer anderen Ebene als Rezipientenaktivitäten.

teilung des Publikums, der in massenmedialen Sendungen selbst eine zentrale Rolle spielt.

Trotz zahlreicher Varianten der Publikumsbeteiligung wird das Publikum auf Distanz und zumeist in einer passiven Beobachterrolle gehalten. Die Einwegkommunikation der Massenmedien schlägt sich in einer ausgeprägten Schiefelage zwischen Leistungs- und Publikumsrollen nieder. *Inklusionen über Exit/Voice-Optionen im Funktionssystem der Massenkommunikation erzeugen eine ausgeprägte Asymmetrie zwischen wenigen Leistungs- und vielen Publikumsrollenträgern.* Diese Asymmetrie wird problematisch, weil Partizipation in der Moderne im Vergleich zu Beobachtung favorisiert wird und Publikumsrollen tendenziell Beobachterrollen sind.¹² Gerade für das Fernsehen entsteht dadurch ein grundlegendes Problem, weil ein ständig steigender Bedarf an Nähe, Spontaneität, Authentizität sowie verschiedenen Beteiligungsmöglichkeiten einerseits einer strukturell angelegten Distanz und passiven Beobachterrolle des Publikums andererseits entgegensteht. Dieses Problem wird durch spezielle Überbrückungsmechanismen abgemildert, im Fernsehen vor allem die vielen Formen der Publikumsbeteiligung wie Telefonate, Castings, Talks, Quiz-Sendungen usw. Es handelt sich um sogenannte *sekundäre Leistungsrollen*, die selten obligatorisch sind und prinzipiell allen offen stehen:

»[...] der Kernbereich der Entstehung sekundärer Leistungsrollen (ist der) Bereich jener Funktionssysteme [...], die Inklusion über Exit/Voice-Optionen realisieren. Offensichtlich sind sekundäre Leistungsrollen hier eine genuine Alternative zu der Indirektheit der über Exit/Voice kanalisierten Eingriffsmöglichkeiten und ein Korrektiv zur Abstraktheit der Funktionssysteme« (Stichweh 1988: 282).

Mit dem noch weiter auszuarbeitenden Begriff der sekundären Leistungsrolle können vielfältige Formen »von Leistungsbeteiligungen durch das Publikum« (Volkman 2010) beschrieben und analysiert werden. Im Bereich der Massenmedien federn diese Leistungsbeteiligungen das extreme Ungleichgewicht zwischen den wenigen Leistungsrollen und den vielen passiven Publikumsrollen ab.

In einer von Funktionsimperativen bestimmten Gesellschaft werden »interaktionsnahe Inklusionslagen« (Nollmann 1997: 225) zum Problem, das vor allem von Massenmedien, zunächst vom Radio (vgl. Schneider 2008), dann auch insbesondere vom Fernsehen aufgegriffen wird. Nicht nur, aber vor allem hier ist eine Entwicklung hin zu einer Ausweitung und Intensivierung von massenmedialen Inklusionsverhältnissen zu beobachten. Das grundlegende Strukturproblem der Massenmedien hierbei ist ihre einseitige Form, die das Publikum in einer passiven Rolle auf Distanz hält. Genau dieser Umstand muss laufend verdeckt werden: durch Strategien der direkten Ansprache und Einbeziehung des Publikums (vgl. Burger 2005). Im Fernsehen wird im Zuge der Vervielfachung der Programme durch private Sender die Zuschauerbeteiligung stark ausgebaut, augenfällig insbesondere in den Talk- und Castingshows. Die abnehmende Kluft zwischen Pri-

12 In diesem Sinne spricht Jürgen Gerhards (2001) von einem »Aufstand des Publikums«, d.h. von gestiegenen Ansprüchen der Bürger nach Mitsprache und Mitwirkung, nach Beteiligung, Transparenz und Information.

vatheit und Medienöffentlichkeit zeugt von massiv ausgeweiteten Inklusionsverhältnissen: Im Fernsehen wird bekannt, angeklagt, verziehen, geheiratet, gestanden. Die Intensität von massenmedialen Inklusionsverhältnissen kann an fernsehspezifischen Strukturen der »Selbstinszenierungslogik« (Oevermann 1983) abgelesen werden, die sich durch Merkmale wie Pseudonähe, Personalisierung, Moralisierung, Vergemeinschaftung usw. auszeichnet.¹³

Allgemein können all jene Medienforschungen an eine Theorie massenmedialer Inklusionsprozesse angeschlossen werden, die von den Formen und Prozessen der Medienkommunikation ausgehen. Eine entsprechende Vorgehensweise der empirischen Analyse von Fernsehsendungen hat Heiko Hausendorf (2001: 191) klar bestimmt:

»Unabhängig davon, wer ›tatsächlich‹ eine bestimmte Sendung aufgenommen und hergestellt hat und von wem sie ›tatsächlich‹ gesehen worden ist, verfügt die Sendung selbst über ihre eigenen Konstruktionen von ›Autor‹ und ›Publikum‹ – ohne daß diese Konstruktionen dabei explizit benannt und definiert werden müßten. [...] Derartige Konstruktionen lassen sich eigenständig aus der gesendeten (bzw. gedruckten) Kommunikation selbst, d.h. ohne Rückgriff auf ›äußere Bedingungen‹ und unser Wissen darüber, rekonstruieren.«

Ähnliche Vorstellungen liegen auch einem Konzept wie dem »impliziten Leser« (vgl. Iser 1984) zugrunde, und man kann in diesem Sinne auch von einem »impliziten Zuschauer« (Keppler 1988: 230) sprechen. Sie machen deutlich, wie die Medienangebote bzw. medialen Texte selbst die Möglichkeiten der Anschlüsse subjektiver Verstehensprozesse und der Einbeziehung der Rezipienten festlegen. Diese Sichtweise liegt auch Medienforschungen im Rahmen der Cultural Studies zugrunde: So begreift Stuart Hall (1980) Bedeutungen der Medienproduktion bzw. der Medienangebote (»encoding«) und die Deutungen im Prozess der Medienrezeption (»decoding«) als zwei relativ eigenständige Prozesse. Zudem erscheinen Analysen von Mediengattungen (vgl. Holly/Habscheid 2001; Holly/Püschel/Bergmann 2001) anschlussfähig: Im Fernsehen weisen Nachrichten, Werbespots, Unterhaltungssendungen usw. typische Muster der Adressierung und Einbeziehung von Personen auf. So entsteht die sachliche Distanz einer Nachrichtensendung u.a. aus der (bis auf die Begrüßung) fehlenden Anrede des Publikums und nur wenigen Interaktionen zwischen den beteiligten Medienakteuren. Im Infotainment als Mischung der Gattungen Nachrichten- und Unterhaltungssendungen werden genau diese Elemente betont und somit der Zuschauer nicht nur als Person adressiert, die informiert werden will.

Vorteilhaft für eine breit angelegte Betrachtung massenmedialer Inklusionsbeziehungen ist mithin der Umstand, dass zahlreiche handlungs- und interaktionstheoretische Untersuchungen, aber etwa auch linguistische Analysen von Medienkommunikation unter dem Aspekt variabler Inklusionsverhältnisse reanalysiert werden können. Man kann Leistungsrollen der Medienakteure und passive Publikumsrollen, Zuschreibungen von Zuge-

13 Dabei können auch Mixturen unterschiedlicher Rhetoriken eingesetzt werden, etwa moralisch unterfütterte Vergemeinschaftung und Individualisierung (in der Werbekampagne »Du bist Deutschland«: vgl. Ruchatz 2007).

hörigkeit und Relevanz von Personen, verschiedene Formen der Adressierung des Publikums usw. unterscheiden. Verschiedenste handlungs- und interaktionstheoretische Kategorien (die Wechselseitigkeit von Handlungsperspektiven, parasoziale Interaktionen usw.) lassen sich als Formen konkreter Inklusionsmodi beschreiben, soweit sie sich auf medial verbreitete Kommunikationen beziehen: Elemente der Inszenierung und Präsentation von Interaktionen (Anreden, Begrüßungen und Verabschiedungen, Gespräche), Strategien wie Personalisierung, Vergemeinschaftung und Moralisierung, Zuschauer-, Leser- und Hörerbeteiligungen aller Art usw. Relevant sind alle Medienangebote, die Interaktionen inszenieren und präsentieren und auf vielfältigste Weise Personen adressieren und beteiligen (vgl. z.B. Hausendorf 2001; Mikos 1996; Oevermann 1983). Inklusionsprozesse konstituieren verschiedene Formen von Präsenz- und Medienöffentlichkeiten (vgl. Bora 1999: 72f.; Gerhards/Neidhard 1991). Relevant hierfür sind u.a. adressatenspezifische Formen massenmedialer Kommunikationen: Neben direkten Adressierungen gibt es vielfältige Formen verdeckter Adressierungen und Mehrfachadressierungen (vgl. Kühn 1995; Pundt 2008), wie sie etwa in Diskussionen und Interviews, aber auch in Unterhaltungssendungen im Fernsehen zu beobachten sind. Mehrfachadressierungen sind in der Medienkommunikation häufig zu beobachten, und sie schaffen mehrere »Kommunikationskreise« (Püschel 1993), etwa einen inneren Kreis direkt involvierter Akteure (z.B. Diskutanten, Moderator und Kandidat usw.), einen zweiten Kreis des anwesenden Saalpublikums und einen dritten Kreis der Zuschauer an den Geräten.¹⁴ Vielfach werden Rezipienten durch Stellvertreter (z.B. das Saalpublikum) in die Sendungen hineingeholt (vgl. Burger 2005), aber auch direkt an Sendungen beteiligt. Schrittmacher dieser Entwicklung war und ist vor allem das Radio mit den Hörertelefonaten (vgl. Burger 1991), aber auch im Fernsehen treten häufig Laien in unterschiedlichen Rollen auf, als Augenzeuge, Betroffene, Kandidaten, Überraschte, Beschenkte usw. (vgl. Burger 1996).

Die Anschließbarkeit unterschiedlicher Medienanalysen an eine Theorie massenmedialer Inklusionsprozesse kann durchaus als eine integrative Strategie verstanden werden, allerdings nicht im Sinne einer Vermittlung und Vereinheitlichung von Untersuchungsperspektiven, sondern wechselseitiger Leistungsbeziehungen bei bestehenden Differenzen, die dadurch einen umso höheren Informationswert für die jeweils eigene Position erhalten. Die Systemtheorie, um an zwei sehr grundlegende Aspekte zu erinnern, betreibt Medienanalysen differenztheoretisch im Rahmen einer Theorie selbstreferentieller Kommunikation. Damit sind Verbindungen zu Kommunikationsmodellen im Schema von Sender und Empfänger gekappt, wie sie etwa der oben genannten Theorie der Codierung und Decodierung von Hall als einem zentralen Vertreter der Cultural Studies zugrunde liegen (vgl. Stäheli 2005, S. 635f.). Auch genuin kommunikationsanalytisch verfahrenende kritische Medienanalysen, die – etwa auf der ebenfalls oben genannten Linie von Ulrich Oevermann – die Selbstreferentialität massenmedialer Prozesse struk-

14 So bedankt sich zur Eröffnung einer Fernsehshow ein Moderator beim Saalpublikum für den Applaus und begrüßt das Publikum im Saal und an den Geräten. Die darauf folgende Information des Moderators, man melde sich mit der Show aus einem bestimmten Ort, adressiert dagegen nur das anonyme Fernsehpublikum.

turlogisch rekonstruieren, weisen aufgrund normativ begründeter Analysen tiefgreifende Differenzen zur Systemtheorie auf (wir kommen darauf zurück).

5 Die Quizshow »Wer wird Millionär?« früher und heute: Inklusionsmodi und Inklusionsintensitäten

In welcher Weise massenmediale Präsentations- und Inszenierungsstrategien, die auf vielfältige Weise das Publikum adressieren, einbeziehen und beteiligen, auf unterschiedliche Inklusionsmodi und -intensitäten hin untersucht werden können, wird nachfolgend an einem Fallbeispiel dargelegt: der bekannten Quizshow »Wer wird Millionär?« mit Günther Jauch. Dabei ist zu beachten, dass das Fallbeispiel im eben erörterten Zusammenhang steht: Es geht also nicht darum zu zeigen, wie mit einer spezifisch systemtheoretischen Begrifflichkeit aparte, überraschende Ergebnisse erzielt werden, sondern wie unterschiedliche Rollen der Akteure und Formen der Adressierung und Einbeziehung des Publikums in der Sendung unterschiedliche Inklusionsverhältnisse erkennbar werden lassen. Entscheidend ist, dass dabei von den Absichten und Meinungen der Medienakteure ebenso wie von den konkreten Verständnisleistungen der Rezipienten abgesehen werden kann und allein die Sendung selbst Gegenstand der Betrachtung ist. Es geht darum, wie in der Sendung selbst Personen als mehr oder weniger relevante, mehr oder weniger einbezogene, mehr oder weniger beteiligte Adressen kommunikativ erzeugt und präsentiert werden.

Das gewählte Fallbeispiel bietet nicht nur ein reichhaltiges Arsenal an Inklusionsstrategien, sondern es gibt als eine seit vielen Jahren etablierte Sendung Gelegenheit, die Veränderung der Formen der Adressierung, Einbeziehung und Beteiligung des Publikums früher und heute vergleichend zu untersuchen. Zudem kann diese Fernsehsendung als ein Paradebeispiel für die Facetten gradueller und modaler Inklusionsverhältnisse angesehen werden, und sie erfreut sich seit vielen Jahren einer ungebrochenen Beliebtheit beim Publikum. Auch wenn man in Rechnung stellt, dass Quizshows immer einen gewissen Unterhaltungswert haben, so erscheint der überragende Erfolg dieser Sendung doch bemerkenswert. Der große und nachhaltige Erfolg dieser Show liegt zweifellos in der Kombination einer vertrauten, seit vielen Jahren eingespielten Form der Sendung und ausgeprägten Variationen innerhalb dieses festgelegten Ablaufs der Sendung. Diese Kombination wird ganz wesentlich durch die Rolle und die Person des Moderators Günther Jauch getragen, der variable Strategien der Adressierung und Einbeziehung des Publikums verfolgt, in denen der Schlüssel zum Erfolg der Sendung zu suchen ist. Da sich die Abläufe der Quizrunden nicht nach einem festen Zeitschema richten müssen, weil noch nicht abgeschlossene Runden in der jeweils nächsten Sendung fortgeführt und zu Ende gebracht werden können, hat der Moderator alle Freiräume, die Adressierungen und Beteiligungen von Personen kurz zu halten oder zu längeren Gesprächen auszubauen.

In die folgenden Darlegungen gehen Betrachtungen von drei Sendungen ein: Die erste der betrachteten Sendungen wurde am 1. November 2003 (von *RTL*) ausgestrahlt, neuere Fallbeispiele sind die Sendungen vom 5. und 8. September 2014. Mit diesen Dar-

legungen sollen die bisherigen Erörterungen massenmedialer Inklusionsprozesse veranschaulicht werden. Es geht also nicht um detaillierte, tiefgreifende und erschöpfende Analysen der Sendungen, sondern um Betrachtungen des Ablaufs der Sendungen sowie verschiedener Rollen, die in diesen Sendungen beispielhaft im Hinblick auf Prozesse der Adressierung, Einbeziehung und Beteiligung des Publikums im Fernsehen zu beobachten sind. Der Vergleich der zufällig ausgewählten älteren und neueren Sendungen soll zeigen, in welcher Weise erweiterte Inklusionsmöglichkeiten und ein Ausbau sekundärer Leistungsrollen sichtbar werden.

In der ersten Sendung standen dem Moderator im Wesentlichen folgende Möglichkeiten offen (zu weiteren Einzelheiten vgl. Sutter 2010, S. 205ff.): Jauch interagierte mit den Quizkandidaten, die persönlich vorgestellt und in (auch hin und wieder längere) Gespräche verwickelt wurden. Weiterhin konnte Jauch anwesende Begleitpersonen der Kandidaten im Publikum ansprechen, er konnte sich an das Saalpublikum wenden, er telefonierte mit einer Person, die als ›Joker‹ (also als eine Ratehilfe für den jeweiligen Kandidaten) angerufen werden konnte, und schließlich konnte er sich auch an die Zuschauer wenden, nicht nur sprachlich, sondern auch durch ein effektvolles Minenspiel, das er den Kameras darbot. Vom Kandidaten bis zum anonymen Fernsehpublikum haben wir unterschiedlich ausgestaltete und intensive Inklusionsverhältnisse vor uns: Sprachliche Ausdrucksmöglichkeiten stehen dem Moderator, dem Kandidaten und dem Telefonjoker offen. Eine interessante Rolle kommt der jeweiligen Begleitung der Kandidaten zu, die im Publikum sitzt, jederzeit angesprochen und präsentiert werden kann, aber selbst keine sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten hat. Noch eingeschränktere Möglichkeiten haben die neuen Kandidaten, von denen sich einer mit der Beantwortung einer Testfrage für die nächste Quizrunde qualifizieren kann, und die Personen im Saalpublikum: Ihre Eingaben beschränken sich auf das Drücken von Knöpfen. Ganz auf die Exit-Option (Ein- oder Ausschalten) ist das massenmedial erreichbare Publikum verwiesen.

Damit können in einem Raum unterschiedlicher Inklusionsmodi und Inklusionsintensitäten die vorfindlichen Leistungs- und Publikumsrollen nach Zentrum und Peripherie angeordnet und abgestuft werden. Vom Zentrum des Raumes hin zur Peripherie können Voice- und Exit-Optionen sowie primäre und sekundäre Leistungsrollen unterschieden werden: Das Zentrum wird vom Moderator in der primären Leistungsrolle besetzt. Günther Jauch steuert den Ablauf der Sendung und liefert sämtliche Vorgaben für alle anderen Personen. Im Bereich sozialer Interaktion kommt die sekundäre Leistungsrolle in den Blick, die vom jeweiligen Kandidaten vorübergehend besetzt wird. Er hat im Verhältnis zum Moderator eine deutlich untergeordnete Position, in der ihm zwar Voice-Optionen zur Verfügung stehen, mit denen er aber meist nur die Vorgaben Jauchs ergänzen kann. Als eine Art Hybridtyp befindet sich die jeweilige Begleitung der Kandidaten auf der Grenze zwischen Publikumsraum und Interaktionsraum: Die Begleitung wird vorgestellt und direkt angesprochen, kann aber nur gestisch reagieren. Die Begleitperson wechselt auf diese Weise zwischen dem Raum des anwesenden Saalpublikums und Interaktionsepisoden, in denen sie sehr begrenzte Äußerungsmöglichkeiten hat: Mehr als in der Beteiligung an kollektiven Äußerungsformen des Publikums (etwa per Knopfdruck), weniger als in der sprachlichen Beteiligung an Interaktionen. Im Gegensatz zur Beglei-

tung hat der Telefonjoker zwar sprachliche Ausdrucksmöglichkeiten, ist aber nicht anwesend und nicht sichtbar und kann nur eine begrenzte, vorgegebene Rolle ausfüllen. Die überwiegend oder auch ausschließlich beobachtenden Publikumsrollen werden schließlich vom Kreis neuer Kandidaten, dem anwesenden Saalpublikum und dem anonymen, nur massenmedial erreichbaren Publikum besetzt.

Zur Variabilität der Sendung tragen die Weiterentwicklungen des Ablaufs und der Präsentationsformen der Sendung während der letzten Jahre bei: *Die aktuelle Gestaltung der Show im Vergleich zu früheren Jahren zeigt dabei vor allem eine Umgestaltung und einen Ausbau der sekundären Leistungsrollen bzw. der Voice-Optionen, die dem Publikum offenstehen.* Als Beispiele für den neuen Ablauf werden die erste Sendung nach der Sommerpause des Jahres 2014 am 5. September sowie eine zweite Sendung am 8. September 2014 (jeweils um 20:15 Uhr in RTL) betrachtet. Die erste Sendung beginnt mit einer Ankündigung aus dem Off und der Vorstellung von fünf (früher zehn) Kandidaten: Die Kandidaten sind jeweils links im Bild zu sehen. Genannt und schriftlich angezeigt sind Name, Wohnort und (seit dem Jahr 2010) eine Aussage über den Kandidaten, die ganz unterschiedlich ausfallen kann (den Beruf, ein Hobby, einen Wunsch usw. betreffend). Es ist also schon zu Beginn der Sendung eine Veränderung von Inklusionsmodus und Inklusionsintensität zu beobachten: Weniger Kandidaten werden umfassender sichtbar, mit persönlichen Daten und einer individuellen Eigenheit. Ein bedeutender Unterschied kann hinsichtlich der Begleitung des Kandidaten notiert werden: Sie hat nun auch verbale Ausdrucksmöglichkeiten und sie wird mit einem Spot aus dem Publikum hervorgehoben. Die Adressierung der Begleitung kann sehr schmal ausfallen (nur mit Namen in der ersten Sendung) oder auch eingehender erfolgen. In der zweiten Sendung gibt die Kandidatin für ihren Sohn, der sie begleitet, ein falsches Alter an (17 statt 19 Jahre), was dieser dann unter großer Heiterkeit korrigiert. Sofort nutzt Jauch diese Episode zu einem anschließenden Gespräch mit dem Sohn (über Alltagsthemen wie Taschengeld und Nebenjob). Diese umfassende und herausgehobene Präsentation der Begleitung der Kandidatin wäre im früheren Format der Sendung gar nicht möglich gewesen, ein weiterer Hinweis darauf, wie die Weiterentwicklung der Sendung systematisch auf erweiterte Inklusionsmöglichkeiten hin angelegt ist.

Früher wie heute können interessante Kandidaten (z.B. ein Schullehrer in einem sozialen Brennpunkt in der Sendung von 2003 oder eine Mutter von fünf Kindern in der zweiten Sendung 2014) in längere persönliche Gespräche eingebunden werden. Verändert hat sich die Präsentation des Telefonjokers: Früher wurde der Joker vom Kandidaten mit Namen genannt und vom Moderator angerufen. Heute werden drei mögliche Joker im rechten Bildausschnitt mit Bild und Namen präsentiert. Nach wie vor ist das Telefonat mit dem Joker zeitlich begrenzt und eng formatiert, aber auch der Joker kann gegebenenfalls umfassender in die Sendung eingebunden werden: In der zweiten Sendung 2014 zeigt sich der Joker als glühender Fan der Sendung, der sich schon lange erfolglos um eine Teilnahme bewirbt, und das Telefonat beginnt mit einem persönlichen Gespräch mit dem Joker. Auch ein Spiel mit dem Publikum ist möglich: Wie wäre es, wenn der Kandidat, der mit dem gewonnenen Geld mit seiner Freundin eine Weltreise unternehmen will, dies mit einer zufällig ausgesuchten Dame aus dem Publikum machen würde? Das wird vom Mo-

erator spielerisch umgesetzt, und sogar der Mann neben der Dame, ihr Freund, ist zu hören: »Die bleibt bei mir!« Man sieht: Fast keine Rolle ist ausnahmslos und endgültig festgelegt. Beim Gewinnspiel (die gerade gestellte Quizfrage wird vor der Werbepause an das Fernsehpublikum weitergereicht) fällt auf, dass Jauch zwar sagt »Bis gleich«, woraufhin normalerweise die Werbung kommt, aber zunächst wird die lockere Unterhaltung mit dem Kandidaten weiterhin übertragen, gewissermaßen vom Publikum vor den Bildschirmen belauscht, und erst an eine verzögerte Ausblendung schließt sich der Werbeblock an. Neu hinzugekommen ist auch eine Variante, bei der ein vierter Joker in Form einer Publikumsbefragung genutzt werden kann: Personen aus dem Saalpublikum, die meinen, die Frage beantworten zu können, stehen auf und werden gezeigt. Der Kandidat wählt eine Person aus dem Publikum aus, sie bekommt ein Mikro und stellt sich vor, beantwortet die Frage und bekommt im Erfolgsfall 500 Euro. In allen geschilderten Beobachtungen zeigen sich erweiterte Inklusionsmöglichkeiten, die sich zum Teil unvorhergesehen und spontan ergeben können. Aber es gibt nach wie vor auch den Inklusionsmodus kollektiver Adressierungsformen mit systematisch eingeschränkten Äußerungsmöglichkeiten des adressierten Publikums. Das betrifft insbesondere quantitative Formen der Einbeziehung und Beteiligung des Publikums: Beim Publikumsjoker wird die Frage an das Saalpublikum gerichtet, das per Knopfdruck eine Antwortmöglichkeit wählen kann. Das Ergebnis wird mit einem Balkendiagramm angezeigt. Es handelt sich hierbei um den Modus der »numerischen Inklusion« (Wehner 2010) des anwesenden Saalpublikums, der auf einer kollektiven Äußerungsform (Eingabe per Knopfdruck) beruht.

In der veränderten Ausgestaltung wird die Sendung demnach von folgenden Rollen getragen, wiederum nach Zentrum und Peripherie angeordnet: Moderator – Kandidat – Begleitung – Telefonjoker – Joker aus dem Publikum – Reihe der Kandidat/inn/en – einzelne Personen aus dem Saalpublikum, die man spontan einbeziehen kann – Saalpublikum, das als Joker per Knopfdruck hilft – das anonyme Publikum der Fernsehzuschauer, die als Rezipienten adressiert werden und sich an einem Gewinnspiel beteiligen können. Wir haben demnach acht individuelle und kollektive Akteure mit Äußerungsmöglichkeiten, die zum Teil feste Rollenvorgaben erfüllen: Sprachliche Äußerungsmöglichkeiten haben der Moderator, der/die Kandidat/in, die Begleitung, der Telefonjoker sowie der Joker und spontan einbezogene Personen aus dem Publikum, keine sprachlichen, aber nicht-sprachliche Äußerungsmöglichkeiten haben die Kandidaten, die sich bewerben, sowie das anwesende Saalpublikum. Keine bzw. nur indirekte Äußerungsmöglichkeiten haben die Zuschauer, die sich lediglich an einem Gewinnspiel beteiligen¹⁵ und natürlich ein- und ausschalten können. Man sieht, wie die unterschiedlichen Inklusionsmodi systematisch mit unterschiedlichen Inklusionsintensitäten verbunden sind. Vor allem wird deutlich, dass die Einbeziehung und Beteiligung des Publikums die Distanz zum Massenmedium Fernsehen nicht aufhebt, sondern in unterschiedlicher Weise überbrückt, abfedert und verdeckt.

15 Auch diese höchst attraktive und erfolgreiche Quizsendung bedient sich mithin der weiter oben erörterten Inklusionsstrategie des Populären: Gewinnspiele finden sich in vielen Bereichen, sind also keine spezifische massenmediale Inklusionsstrategie, werden aber im Fernsehen vor allem bei Sport- und Unterhaltungssendungen als zusätzlicher Anreiz eingesetzt.

Je nach Verlauf und Gestaltung der Sendung können sich die Äußerungsmöglichkeiten ändern: Die Begleitung kann in ein Gespräch verwickelt, aber auch nur vorgestellt werden, ohne mit eigenen Äußerungen beteiligt zu sein. Der Telefonjoker sowie der Joker aus dem Publikum können in einem fest vorgegebenen Raster befragt, aber auch an einem Gespräch beteiligt werden. Einzelne Personen aus dem Saalpublikum können adressiert werden, aber auch das Saalpublikum insgesamt (mit kollektiven Reaktionsmöglichkeiten). Weitere Variationsmöglichkeiten ergeben sich aus speziellen Sendungen wie dem Prominentenspecial, bei dem Prominente die Rolle der Kandidaten übernehmen und Geld für einen guten Zweck gewinnen können. Die Prominenten haben sehr viel größere Gestaltungs- und Inszenierungsspielräume als normale Kandidaten: So können sie, während sie auf ihren Einsatz warten, per Zuruf den gerade aktiven Kandidaten helfen. Sie können wie der Moderator variabel auf Ereignisse und Äußerungen reagieren, wobei sie durchweg stimmliche Äußerungsmöglichkeiten sowie Bewegungsspielräume haben. Durch diese zusätzlichen Unterhaltungseffekte kann die Sendung auf mehrere Stunden ausgedehnt werden. In seltenen Fällen können sogar die Rollen des Moderators und des Kandidaten wechseln, so bei einer Sendung mit der Figur »Horst Schlämmer« (gespielt von Hape Kerkeling), der mit Jauch die Stühle tauscht.

Das Fallbeispiel zeigt exemplarisch, mit welchen Strategien das Fernsehen strukturelle Probleme bearbeitet, die sich aus der Distanz und Passivität des Publikums und den damit zusammenhängenden interaktionsfernen, massenmedialen Inklusionsmodi ergeben. Auffällig im Vergleich der älteren und der neueren Sendungen ist insbesondere eine Ausweitung sekundärer Leistungsrollen, die wiederum vielfach graduell abgestuft erscheinen: Immer mehr Akteure bekommen ein Gesicht und eine Stimme, wobei das weitgespannte Kontinuum unterschiedlicher Beteiligungsformen von den ehemals festgefügt Rollenvorgaben der Telefonjoker bis zu den großen Freiräumen zur Selbstinszenierung der prominenten Kandidaten reicht. Die variantenreiche Ausgestaltung der Rollen erhöht den Anschein von Spontaneität und Authentizität. Jede Form von Abweichung, von Ungewöhnlichem kann genutzt werden, um Unvorhergesehenes zu inszenieren, sogar der Übergang zur Werbung gibt Gelegenheit zur Variation. Die Variationen funktionieren als Überraschungs- und Unterhaltungselemente immer nur vor dem Hintergrund des seit langem etablierten Formats der Sendung. Nur weil Günther Jauch stets die Fäden in der Hand hält können Freiheiten, die sich verschiedene Akteure nehmen, als solche erst erkennbar werden. Das Ungewöhnliche und Unerwartete bestätigt das Gewohnte und Übliche, durch das es als solches nur sichtbar werden kann. Das Beispiel fügt sich damit in die im letzten Abschnitt genannte Reihe von Radio- und Fernsehanalysen. Formen der Adressierung, Einbeziehung und Beteiligung des Publikums werden direkter, interaktionsnäher, persönlicher und spontaner gestaltet und vielfach ausgeweitet. Die Adressaten und Beteiligten der Sendungen werden dadurch immer umfassender und intensiver inkludiert, aber keineswegs aus den Zwängen und Vorgaben der sorgfältig inszenierten Sendungen befreit. Der Attraktivität der Sendung, gemessen an der Einschaltbereitschaft des Publikums, ist alles andere untergeordnet. Diese Regeln stehen unabänderlich fest, noch bevor das Spiel beginnt.

Worauf die Betrachtungen am Ende des vorigen Kapitels schon hindeuteten: Die Beschreibungen des Fallbeispiels könnten, wenn man von der inklusionstheoretischen Ein-

bettung absieht, in ähnlicher Form durchaus auch in theoretisch anders gelagerten Medienforschungen angefertigt werden, soweit diese sich auf das Geschehen der Sendung selbst konzentrieren.¹⁶ Die Spezifität theoretisch unterschiedlich ausgerichteter Medienanalysen ist also nicht primär darin zu suchen, dass die Fallbeschreibungen möglichst detailliert in die jeweilige Theoriesprache überführt werden, sondern welche Sichtweise mit welchen Konsequenzen entfaltet wird. So würde, um ein mediensoziologisch einschlägiges Beispiel heranzuziehen, die Theorie fernsehspezifischer Selbstinszenierungslogik von Ulrich Oevermann (1983) bei der Analyse der Quizsendung ebenfalls die Selbstreferentialität des Sendungsgeschehens hervorheben, ja noch auf die Spitze treiben: Die Personen werden von der Fernsehsendung insoweit adressiert, einbezogen und beteiligt, als sie den Unterhaltungswert der Sendung steigern. Akteure und Publikum der Sendung sind relevant im Kontext eines vom Fernsehen selbst erzeugten Geschehens, und die Inklusionsstrategien sind auf diese Selbstbezüglichkeit des Fernsehens ausgerichtet. Was Oevermann (1983) am Beispiel der Ansage einer Dokumentation im Fernsehen eindrucksvoll belegt, würde hier im Rahmen einer Quizsendung noch offensichtlicher: Es geht um das Fernsehen selbst, das sich selbst inszeniert und zum Mittelpunkt des Geschehens macht. Personen in welchen Rollen auch immer sind nur im Rahmen der Logik der Selbstinszenierung des Fernsehens relevant. Entscheidend ist hier nun allerdings die *Problemstellung*, an der sich die Analysen ausrichten: Personen sind Subjekte, die dieser Logik unterworfen werden, und sie werden als Subjekte systematisch beschädigt.¹⁷ Als beteiligte Personen sind sie nur Staffage der Selbstinszenierung des Fernsehens. Als Zuschauer werden die Subjekte entmündigt, sie werden belehrt, zerstreut, infantilisiert usw. Daraus entsteht der zentrale, normativ angelegte Problembezug der Analyse: Es gilt, die Defizite und Beschädigungen der Selbstinszenierungslogik des Fernsehens im Hinblick auf aktiv beteiligte ebenso wie rezipierende Subjekte herauszuarbeiten.

Die Problemstellung systemtheoretischer Medienanalysen ist dagegen ganz anders gelagert, sie setzt gerade nicht an Subjekten an, sondern differenztheoretisch an selbstreferentiellen Kommunikationsprozessen. Dabei kommt ebenfalls die Selbstbezüglichkeit des Fernsehens in den Blick, das aber nicht auf Subjekte ausgerichtet, sondern ganz und gar mit eigenen Problemen befasst ist: Es muss ein prinzipiell unbekanntes Publikum erreichen, es muss sich ein Bild von diesem Publikum machen, und es muss dieses Publikum an sich binden. Die Systemtheorie entwirft diese Problemstellung strikt subjektfrei: Zwar ist durchaus plausibel, dass aktiv beteiligte Personen nur als Staffage der Selbstinszenierungslogik des Fernsehens fungieren, aber das ist Folge fernsehspezifischer Inszenierungs- und Inklusionsstrategien unter Bedingungen einseitiger, massenmedialer

16 Mit solchen Untersuchungen teilt die systemtheoretische Medienforschung nicht zuletzt auch methodologische und methodische Desiderate strukturrekonstruktiver Kommunikationsanalysen, auf die etwa die objektive Hermeneutik oder die Konversationsanalyse ausgerichtet sind (vgl. Sutter 2010, S. 192ff.).

17 Diese Analysen stehen im Kontext eines interaktionstheoretischen Modells von Fernsehkommunikation, das Prozesse der Massenkommunikation als systematische Deformation der Reziprozität sozialer Interaktionen rekonstruiert. Dieser Deformation und den damit verbundenen Täuschungen sind die Subjekte ausgeliefert.

Kommunikationsformen. Das Fernsehen ist, um es zu wiederholen, mit dem Problem der Distanz zum Publikum befasst. Man kann hier durchaus mit den kritischen Medienanalysen übereinstimmen: Da diese Distanz nicht aufgehoben werden kann, wird sie mittels vielfältiger Inszenierungs- und Inklusionsstrategien immer nur scheinbar überbrückt. Man mag darin in normativ-kritischer Tonlage Prozesse der Täuschung und Verblendung sehen, man mag darauf hinweisen, dass gerade sekundäre Leistungsrollen strukturell auf bloße Staffage, auf untergeordnete und ergänzende Beiträge zu einem dominanten Geschehen abgestellt sind. Aber die (nicht normative) Einordnung dieser Analysen ist auf die Funktionserfordernisse des Massenmediums Fernsehen auszurichten. Aus Sicht der Systemtheorie stellen diese Überbrückungsstrategien Möglichkeiten der Abschwächung und immer wieder neuen Bearbeitung der nicht aufhebbaren Distanz dar.

6 ›Social TV‹ – Fernsehen und Internet

Abschließend ist zu fragen, wie sich diese Distanz als Problembezug der Analyse massenmedialer Inklusionsprozesse im Zusammenhang neuer medialer Entwicklungen darstellt. Während im Rahmen der klassischen Fernsehunterhaltung erhebliche Anstrengungen unternommen werden, die Publikumsbeteiligung auszubauen, treten in Verbindung mit dem Internet ganz neue Möglichkeiten in den Blick. Im Zuge des Medienwandels und der Mediendifferenzierung durch die vernetzten Kommunikationsformen des Internet hat sich die Fernsehlandschaft verändert, wobei die Prozesse der Einbeziehung und der Beteiligung des Publikums beträchtlich erweitert worden sind. Auch die Quizsendung »Wer wird Millionär?« nutzt diese Möglichkeiten, die als ›Second Screen‹ und ›Social TV‹ beschrieben werden. Angebote und Nutzung von Second Screen umfassen die vielfältigen Bereiche der Parallelnutzung von Fernsehen und Internet (vgl. Busemann/Tippelt 2014). In diesen Bereichen werden auch Möglichkeiten der digital vermittelten Kommunikation über »Bewegtbildinhalte« (Buschow/Schneider 2015: 12) eröffnet, die unter dem Label ›Social TV‹ zusammengefasst werden. Durch die Second Screen-Nutzung kann man sich mit Zusatzinformationen versorgen, man kann mitspielen, trainieren usw. ›Social TV‹ bietet den kommunikativen Austausch über die Sendung mit sozialen Netzwerken wie *Twitter* oder *Facebook*. Dieser Austausch kann sowohl während der Sendung als auch nach der Sendung stattfinden. Die Kombination klassischen Fernsehens und Internetanwendungen soll die Rezeption von Sendungen ergänzen und intensivieren. Es ist leicht zu sehen, dass aus Sicht des Medienangebotes mit den erweiterten Möglichkeiten der Einbeziehung und Beteiligung des Publikums veränderte Inklusionsmodi und Inklusionsintensitäten etabliert werden. Sie sind im Kontext des allgemeinen Wandels von älteren Massenmedien zu neueren ›interaktiven‹ Medien zu sehen: Neue, internetgestützte Medien sind durch ›Interaktivität‹ gekennzeichnet, d.h. durch Rückkopplungs-, Eingriffs- und Gestaltungsmöglichkeiten der Nutzer (vgl. Sutter 2010: 142ff.). Fernsehsendungen, die diese Möglichkeiten anbieten, ergänzen die vornehmlich passive Publikumsrolle durch Aktivitäten der Information, der Mitwirkung und des kommunikativen Austauschs.

Im Rahmen der Untersuchung massenmedialer Inklusionsprozesse setzt die grundlegende theoretische Frage aus mediensoziologischer Sicht an der Vermutung an, diese Veränderungen könnten die generelle Problemstellung ändern: ›Social TV‹, das suggeriert schon der Begriff, würde dann eine fundamental veränderte Form des Fernsehens bezeichnen, die nicht mehr primär einseitige Massenkommunikation, sondern ›soziales‹, ›interaktives‹ Fernsehen bedeutet, und dies in zweifacher Hinsicht: Zum einen treten Zuschauer in Kontakt miteinander, sodass Fernsehsendungen nicht nur rezipiert, sondern im kommunikativen Austausch diskutiert und gedeutet werden. Zum anderen könnte Fernsehen selbst interaktiver werden, sodass »[...] Sendungen durch Zuschauer mitbestimmt oder deren Meinungen zumindest sichtbar gemacht werden können« (Klemm/Michel 2014: 6). Damit würde sich die grundlegende Problematik des Fernsehens auflösen, sein Publikum aufgrund der einseitigen Form der Massenkommunikation in passiven Zuschauerrollen auf Distanz zu halten. Die Vermutung der Auflösung dieser Problematik geht davon aus, dass sich die massenmediale Form des Fernsehens in Verbindung mit dem Internet ändert. Aus mediensoziologischer Sicht ist die Analyse hierzu eindeutig: Es findet in der Verbindung von Fernsehen und Internet keine Veränderung der massenmedialen Form der Fernsehkommunikation, sondern eine Ausdifferenzierung medialer Kommunikationsformen statt, mit der zu den Leistungen der massenmedialen Kommunikation weitere Leistungen vernetzter Kommunikation treten. Diese weiteren Leistungen können als erweiterte Rezeptionsmöglichkeiten und Anschlusskommunikationen in den Bereichen Information, Unterhaltung und Kommunikation gefasst werden. Die Fernsehsendung selbst bleibt klassische massenmediale Unterhaltung in Form interaktionsfreier, einseitiger Kommunikation von einem Sender an ein disperses, anonymes Publikum in einer (nochmals: vom Massenmedium aus gesehen) passiven Rezipientenrolle. Insofern behalten die Überlegungen zu massenmedialen Inklusionsprozessen auch in einer ausdifferenzierten Medienlandschaft ihre Gültigkeit. Hinzu treten neue, ergänzende Informations- und Kommunikationsmöglichkeiten durch Second Screen-Nutzung und ›Social TV‹ (zu weiteren Betrachtungen hierzu vgl. Sutter im Druck).

Von entscheidender mediensoziologischer Bedeutung ist der Hinweis, dass auch ›Social TV‹ nichts an der massenmedialen Form des Fernsehens ändert. Auch unter Bedingungen ausdifferenzierter Medien in der modernen Gesellschaft mit den neuen, faszinierenden Möglichkeiten des Internet sind die Leistungen der Massenmedien unverzichtbar. Um hierfür nur zwei Gründe zu nennen: Massenmedien sorgen auch in unserer hoch komplexen Gesellschaft für einen allgemein verbreiteten und zugänglichen Wirklichkeitsentwurf, und für diese Leistung ist die massenmediale Form der Kommunikation notwendig. Die Interaktivität vernetzter Kommunikationsformen des Internet ist für die Erbringung dieser Leistung gerade nicht geeignet: Mediensoziologisch ist deshalb von einer Mediendifferenzierung und nicht von einem Wandel von Massenmedien hin zu neuen ›interaktiven‹ Medien auszugehen (vgl. Wehner 1997). Ein zweiter Grund sei speziell für das Fernsehen genannt, das nach wie vor als klassisches Unterhaltungsmedium gelten kann. Unterhaltung lebt von Spannung, von der immer wieder neu erzeugten Unsicherheit, wie es weitergeht, und hierfür sind fehlende Eingriffsmöglichkeiten der

Zuschauer konstitutiv. Die eingehend geschilderten Probleme massenmedialer Inklusionsprozesse würde das Fernsehen als klassisches Unterhaltungsmedium gerade nicht dadurch lösen können, dass es den Zuschauern weitgehende Eingriffsmöglichkeiten eröffnet. Dadurch würde das Problem nur auf die Gegenseite verlagert: Wie schafft das Fernsehen eine hinreichende Distanz zum Publikum, dass es seine Leistungen als Informations- und Unterhaltungsmedium erbringen kann?

Internetgestützte Formen der Second Screen-Nutzung und des ›Social TV‹ bieten neue Möglichkeiten der Publikumsbeteiligung. Sie ändern nicht die massenmediale Form der Fernsehkommunikation, wohl aber zumindest Teile des Publikums: vom unbekanntem Publikum der Massenmedien zum sichtbaren Publikum aktiv kommunizierender Nutzer (allgemein hierzu Passoth et al. 2013). Zwar fließen internetgestützte Anschlusskommunikationen zunehmend in unterschiedliche Informations- und Unterhaltungsendungen ein: Dies ist jedoch kein interaktiver Kontakt der Medienakteure mit dem Publikum, sondern die Anschlusskommunikation wird zur Produktion der Sendung genutzt, die massenmedial verbreitet wird. Auch in dieser Form bearbeitet das Fernsehen Probleme massenmedialer Inklusion mit Bordmitteln, es erhält neue Möglichkeiten, seinem Publikum näher zu rücken. Auch die erweiterten Beteiligungsmöglichkeiten des Publikums durch das Internet werden in Sendungen vornehmlich zur Steigerung der Attraktivität genutzt.

7 Schluss

Massenmedien haben es aufgrund ihrer rückkopplungsarmen Form mit einem unbekanntem Publikum zu tun. Dieses Publikum muss gewissermaßen im Blindflug, aber doch mit leistungsfähigen Bordinstrumenten beobachtet, eingeschätzt und gebunden werden. Für die Analyse dieses zentralen Problems der Massenmedien ist die Theorie der Inklusion bestens geeignet. In Prozessen der Inklusion beobachten und verarbeiten Kommunikationen ihre psychische Umwelt, auf die sie keinen direkten Zugriff haben und deshalb erst in der Form von Personen zugänglich machen müssen. Dieser Umstand ist im Bereich der Massenmedien besonders augenfällig. In Massenmedien wie dem Fernsehen wird das Publikum in einer passiven Beobachterrolle auf Distanz gehalten. Dadurch entsteht eine ausgeprägte Asymmetrie zwischen wenigen Leistungs- und vielen Publikumsrollen. Das Fernsehen befindet sich damit in einer Zwickmühle: Die in der Struktur der Massenkommunikation angelegte distanzierte Beobachterrolle des Publikums muss im Hinblick auf einen steigenden Bedarf eben dieses Publikums an Nähe, Spontaneität und Authentizität der Publikumsansprache sowie an verschiedenen Beteiligungsmöglichkeiten überdeckt werden. Dieser Widerspruch kann nicht aufgelöst, sondern nur abgemildert werden, indem Überbrückungsmechanismen im Bereich der Adressierung, Einbeziehung und Beteiligung des Publikums eingerichtet werden. Vom System der Massenmedien aus können diese Vorgänge mit Formen graduell abgestufter Inklusionsmodi beschrieben werden, wobei unterschiedliche Modalitäten unterschiedliche Intensitäten bedingen. Neben unterschiedlichen Formen der Adressierung und Ein-

beziehung des Publikums rücken dabei sekundäre Leistungsrollen in den Blick: Diese Form der aktiven Beteiligung des Publikums ist besonders geeignet, die Distanz zwischen Medienakteuren und Publikum zu überbrücken. In unterschiedlichen Rollen werden stellvertretend für ein Publikum, das nur ein- oder ausschalten kann, Personen aktiv beteiligt.

Die vielfältigen Inklusionsmodi und Inklusionsintensitäten kommen mit dem zunehmend ausgeweiteten und differenzierten Inklusionsbegriff zur Deckung, der in neueren Diskussionen präferiert wird. Die Steigerung von Inklusionsmodi und Inklusionsintensitäten konnte beispielhaft an der Quizsendung »Wer wird Millionär?« früher und heute gezeigt werden. Durch die Umgestaltung und Variabilität der Rollen bekommen heute deutlich mehr Personen eine Stimme und ein Gesicht. Es ist ein Ausbau sekundärer Leistungsrollen und von Voice-Optionen zu beobachten, die dem Publikum offenstehen. Mit diesen Inklusionsstrategien bearbeitet das Fernsehen den strukturellen Konflikt zwischen der Distanz eines bloß beobachtenden Publikums einerseits und den Anforderungen an attraktive massenmediale Inszenierungen andererseits, diesem Publikum immer näher zu rücken. Mit der Verbindung von Fernsehen und Internet werden Inklusionsmöglichkeiten erweitert, ohne dass sich der genannte strukturelle Konflikt auflöst: Wohl aber wird er mit einem erweiterten Arsenal an Inklusionsstrategien bearbeitet. Eine Theorie massenmedialer Inklusionsprozesse liegt auf der Linie all jener sozialwissenschaftlichen Medienforschungen, die von Formen und Prozessen der Medienkommunikation ausgehen. Diese Untersuchungsperspektiven gilt es weiter auszubauen, nicht als medienzentrierte Vorgehensweisen, sondern ergänzt um Forschungen zur Mediensozialisation und Medienrezeption. Hier ist zu klären, wie Rezipienten mit den Veränderungen der Adressierung, Einbeziehung und Beteiligung des Publikums umgehen, mit denen das Fernsehen seine Stellung als attraktives Unterhaltungsmedium im Umfeld einer differenzierten Medienlandschaft behauptet.

Literatur

- Ang, Ien (2001): »Zuschauer, verzweifelt gesucht«. In: Adelman, Ralf/Hesse, Jan O./Keilbach, Judith/Stauff, Markus/Thiele, Matthias (Hg.): *Grundlagentexte zur Fernsehwissenschaft*. Konstanz: UVK, S. 454-483.
- Bartz, Christina (2007): *MassenMedium Fernsehen. Die Semantik der Masse in der Medienbeschreibung*. Bielefeld: transcript.
- Bohn, Cornelia (2008): »Inklusion und Exklusion: Theorien und Befunde. Von der Ausgrenzung aus der Gemeinschaft zur inkludierenden Exklusion«. In: *Soziale Systeme* 14(2), S. 171-190.
- Bohn, Cornelia (2009): »Geld und Eigentum – Inkludierende und exkludierende Mechanismen in der Wirtschaft«. In: Stichweh, Rudolf/Windolf, Paul (Hg.): *Inklusion und Exklusion: Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 241-258.
- Bora, Alfons (1999): *Differenzierung und Inklusion. Partizipative Öffentlichkeit im Rechtssystem moderner Gesellschaften*. Baden-Baden: Nomos.
- Bora, Alfons (2002): »Wer gehört dazu?« Überlegungen zur Theorie der Inklusion«. In: Hellmann, Kai-Uwe/Schmalz-Bruns, Rainer (Hg.): *Theorie der Politik. Niklas Luhmanns politische Soziologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 60-84.

- Burger, Harald (1991): »Der Rezipient im Gespräch«. In: Ders.: *Das Gespräch in den Massenmedien*. Berlin/New York: de Gruyter, S. 357-409.
- Burger, Harald (1996): »Laien im Fernsehen. Was sie leisten – wie sie sprechen – wie man mit ihnen spricht«. In: Biere, Bernd Ulrich/Hoberg, Rudolf (Hg.): *Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Fernsehen*. Tübingen: Narr, S. 41-80.
- Burger, Harald (2005): *Mediensprache. Eine Einführung in Sprache und Kommunikationsformen der Massenmedien*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Burzan, Nicole/Schimank, Uwe (2004): »Inklusionsprofile – Überlegungen zu einer differenzierungstheoretischen ›Sozialstrukturanalyse««. In: Schwinn, Thomas (Hg.): *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*. Frankfurt/M.: Humanities Online, S. 209-237.
- Buschow, Christopher/Schneider, Beate (2015): »Social TV in Deutschland – Eine Einführung in Begrifflichkeiten und Forschungsbereiche«. In: dies. (Hg.): *Social TV in Deutschland*. Leipzig: VISTAS Verlag, S. 11-35.
- Busemann, Katrin/Tippelt, Florian (2014): »Second Screen: Parallelnutzung von Fernsehen und Internet«. In: *Media Perspektiven* 7-8, S. 408-416.
- Dotzler, Bernhard/Schüttelpelz, Erhard/Stanitzek, Georg (2001): »Die Adresse des Mediums. Einleitung«. In: Andriopoulos, Stefan/Schabacher, Gabriele/Schumacher, Eckhard (Hg.): *Die Adresse des Mediums*. Köln: DuMont, S. 9-15.
- Esser, Hartmut (2000): *Soziologie. Spezielle Grundlagen, Band 2. Die Konstruktion der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Campus.
- Esser, Hartmut (2002): »Wo steht die Soziologie?« In: *Soziologie* 31(4), S. 20-32.
- Farzin, Sina (2006): *Inklusion/Exklusion. Entwicklungen und Probleme einer systemtheoretischen Unterscheidung*. Bielefeld: transcript.
- Fuchs, Peter (1997): »Adressabilität als Grundbegriff der soziologischen Systemtheorie«. In: *Soziale Systeme* 3(1), S. 57-79.
- Gamson, William A. (1995): »Hiroshima, the holocaust and the politics of exclusion«. In: *American sociological review* 60, S. 1-20.
- Gerhards, Jürgen (2001): »Der Aufstand des Publikums. Eine systemtheoretische Interpretation des Kulturwandels in Deutschland zwischen 1960 und 1989«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 30(3), S. 163-184.
- Gerhards, Jürgen/Neidhardt, Friedhelm (1991): »Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit. Fragestellungen und Ansätze«. In: Müller-Dohm, Stefan/Neumann-Braun, Klaus (Hg.): *Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation*. Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg (bis), S. 31-89.
- Göbel, Markus/Schmidt, Johannes F.K. (1998): »Inklusion/Exklusion: Karriere, Probleme und Differenzierungen eines systemtheoretischen Begriffspaares«. In: *Soziale Systeme* 4(1), S. 87-117.
- Habermas, Jürgen (1976): *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bde. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hall, Stuart (1980): »Encoding/decoding«. In: Hall, Stuart/Hobson, Dorothy/Lowe, Andrew/Willis, Paul (Hg.): *Culture, media, language*. London: Hutchinson, S. 128-138.
- Hausendorf, Heiko (2001): »Warum wir im Fernsehen so häufig begrüßt und angeredet werden: eine exemplarische Studie am Beispiel der Sendung mit der Maus«. In: Sutter, Tilmann/Charlton, Michael (Hg.): *Massenkommunikation, Interaktion und soziales Handeln*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 185-213.
- Holly, Werner/Habscheid, Stephan (2001): »Gattungen als soziale Muster der Fernsehkommunikation. Zur Vermittlung von Massen- und Individualkommunikation«. In: Sutter, Tilmann/Charlton, Michael (Hg.): *Massenkommunikation, Interaktion und soziales Handeln*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 214-233.
- Holly, Werner/Püschel, Ulrich/Bergmann, Jörg (Hg.) (2001): *Der sprechende Zuschauer. Wie wir uns Fernsehen kommunikativ aneignen*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

- Iser, Wolfgang (1984): *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München: Fink.
- Jäckel, Michael (1999): »Inklusion und Exklusion durch Mediennutzung?« In: Honegger, Claudia/Hradil, Stefan/Traxler, Hans (Hg.): *Grenzenlose Gesellschaft? Verhandlungen des 29. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, des 16. Kongresses der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie, des 11. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Freiburg i. Br., Teil 1*. Opladen: Leske + Budrich, S. 692-706.
- Keppeler, Angela (1988): »Das Bild vom Zuschauer. Überlegungen zum Verhältnis von Konzeption und Rezeption im Fernsehen«. In: Soeffner, Hans Georg (Hg.): *Kultur und Alltag, Sonderband 6 der Zeitschrift ›Soziale Welt‹*. Göttingen: Schwartz, S. 229-241.
- Klemm, Michael/Michel, Sascha (2014): »Social TV und Politikaneignung. Wie Zuschauer die Inhalte politischer Diskussionssendungen via Twitter kommentieren«. In: *Zeitschrift für angewandte Linguistik* 60(1), S. 3-35.
- Kühn, Peter (1995): *Mehrfachadressierung. Untersuchungen zur adressatenspezifischen Polyvalenz sprachlichen Handelns*. Tübingen: Niemeyer Verlag.
- Lehmann, Maren (2003): »Restprobleme. Anmerkungen zur Differenz Inklusion/Exklusion«. In: Hellmann, Kai-Uwe/Fischer, Karsten/Bluhm, Harald (Hg.): *Das System der Politik. Niklas Luhmanns politische Theorie*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 163-179.
- Luhmann, Niklas (1986): *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?* Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1989): *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Band 3*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1990): »Gesellschaftliche Komplexität und öffentliche Meinung«. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung, Band 5*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 170-182.
- Luhmann, Niklas (1991): »Wie lassen sich latente Strukturen beobachten?« In: Watzlawick, Paul/Krieg, Peter (Hg.): *Das Auge des Betrachters. Beiträge zum Konstruktivismus*. München/Zürich: Piper, S. 61-74.
- Luhmann, Niklas (1996): *Die Realität der Massenmedien* (1995). 2. erw. Aufl.. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft. 2 Bde.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2000): *Organisation und Entscheidung*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Merten, Klaus/Westerbarkey, Joachim (1994): »Public Opinion und Public Relations«. In: Merten, Klaus/Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (Hg.): *Die Wirklichkeit der Medien*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 188-211.
- Mikos, Lothar (1996): »Parasoziale Interaktion und indirekte Adressierung«. In: Vorderer, Peter (Hg.): *Fernsehen als ›Beziehungskiste‹*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 97-106.
- Mölders, Marc (2012): »Differenzierung und Integration. Zur Aktualisierung einer kommunikationsbasierten Differenzierungstheorie«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 41(6), S. 478-494.
- Muhle, Florian (2013): *Grenzen der Akteursfähigkeit. Studien zur Beteiligung ›verkörperter Agenten‹ an virtuellen Kommunikationsprozessen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Münch, Richard (1997): »Elemente einer Theorie der Integration moderner Gesellschaften. Eine Bestandsaufnahme«. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hg.): *Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktsellschaft, Band 2*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 66-109.
- Nassehi, Armin (2004): »Inklusion, Exklusion, Ungleichheit. Eine kleine theoretische Skizze«. In: Schwinn, Thomas (Hg.): *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*. Frankfurt/M.: Humanities Online, S. 323-352.

- Nassehi, Armin (2013): »Inklusion, Exklusion, Zusammenhalt. Soziologische Perspektiven auf eine allzu erwartbare Diagnose«. In: Reder, Michael/Pfeifer, Hanna/Cojocar, Maria-Daria (Hg.): *Was hält Gesellschaften zusammen? Der gefährdete Umgang mit Pluralität*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 31-45.
- Nassehi, Armin/Nollmann, Gerd (1997): »Inklusionen. Organisationssoziologische Ergänzungen der Inklusions-/Exklusionstheorie«. In: *Soziale Systeme* 3(2), S. 393-411.
- Nollmann, Gerd (1997): *Konflikte in Interaktion, Gruppe und Organisation. Zur Konfliktsoziologie der modernen Gesellschaft*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Oevermann, Ulrich (1983): »Zur Sache. Die Bedeutung von Adornos methodologischem Selbstverständnis für die Begründung einer materialen soziologischen Strukturanalyse«. In: von Friedeburg, Ludwig/Habermas, Jürgen (Hg.): *Adorno-Konferenz 1983*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 234-289.
- Passth, Jan-Hendrik/Sutter, Tilmann/Wehner, Josef (2013): »Vernetzungen und Publikumskonstruktionen im Internet«. In: Frank-Job, Barbara/Mehler, Alexander/Sutter, Tilmann (Hg.): *Die Dynamik sozialer und sprachlicher Netzwerke. Konzepte, Methoden und empirische Untersuchungen an Beispielen des WWW*. Wiesbaden: Springer VS, S. 139-159.
- Passth, Jan-Hendrik/Sutter, Tilmann/Wehner, Josef (2014): »The quantified listener: Reshaping providers and audiences with calculative measurements«. In: Hepp Andreas/Krotz, Friedrich (Hg.): *Mediatized worlds*. Basingstoke u.a.: Palgrave, S. 271-287.
- Püschel, Ulrich (1993): »du mußt gucken nicht soviel reden«. Verbale Aktivitäten bei der Fernsehrezeption«. In: Holly, Werner/Püschel, Ulrich (Hg.): *Medienrezeption als Aneignung*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 115-135.
- Pundt, Christian (2008): *Medien und Diskurs. Zur Skandalisierung von Privatheit in der Geschichte des Fernsehens*. Bielefeld: transcript.
- Ruchatz, Jens (2007): »Du bist Deutschland und die Popularität des Stars. Muster für Inklusion und Individualisierung«. In: Huck, Christian/Zorn, Carsten (Hg.): *Das Populäre der Gesellschaft. Systemtheorie und Populärkultur*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 168-194.
- Schabacher, Gabriele (2001): »Adressenordnungen: Lokalisierbarkeit – Materialität – Technik«. In: Andriopoulos, Stefan/Schabacher, Gabriele/Schumacher, Eckhard (Hg.): *Die Adresse des Mediums*. Köln: DuMont 2001, S. 19-24.
- Schimank, Uwe (2000): *Theorien gesellschaftlicher Differenzierung*. 2. Auflage. Opladen: Leske + Budrich.
- Schimank, Uwe (2010): »Wie Akteurskonstellationen so erscheinen, als ob gesellschaftliche Teilsysteme handeln – und warum das gesellschaftstheoretisch von zentraler Bedeutung ist«. In: Albert, Gerd/Sigmund, Steffen (Hg.): *Soziologische Theorie kontrovers. Sonderheft 50 der KZfSS*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 462-471.
- Schneider, Irmela (2008): »Zum Versprechen radiophoner Teilhabe. Der Hörer hat das Wort (1947-1958)«. In: dies./Epping-Jäger, Cornelia (Hg.): *Dispositive Ordnungen im Umbau*. Bielefeld: transcript, S. 115-132.
- Schwinn, Thomas (2010): »Brauchen wir den Systembegriff? Zur (Un-)Vereinbarkeit von Akteur- und Systemtheorie«. In: Albert, Gerd/Sigmund, Steffen (Hg.): *Soziologische Theorie kontrovers. Sonderheft 50 der KZfSS*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 447-461.
- Spangenberg, Peter M. (1992): »Ereignisse und ihr Medium. Über das Verhältnis von Wahrnehmung, Interaktion und audiovisueller Kommunikation«. In: Balke, Friedrich/Méchoulan, Eric/Wagner, Benno (Hg.): *Zeit des Ereignisses – Ende der Geschichte?* München: Fink, S. 89-109.
- Spangenberg, Peter M. (1993): »Stabilität und Entgrenzung von Wirklichkeiten. Systemtheoretische Überlegungen zu Funktion und Leistung der Massenmedien«. In: Schmidt, Siegfried J. (Hg.): *Literaturwissenschaft und Systemtheorie. Positionen, Kontroversen, Perspektiven*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 66-100.
- Stäheli, Urs (2004): »Das Populäre in der Systemtheorie«. In: Burkart, Günter/Runkel, Gunter (Hg.): *Luhmann und die Kulturtheorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 169-188.

- Stäheli, Urs (2005): »Das Populäre der Politik«. In: Schade, Sigrid/Sieber, Thomas/Tholen, Georg Christoph (Hg.): *SchnittStellen*. Basel: Schwabe, S. 633-643.
- Stäheli, Urs (2007): »Bestimmungen des Populären«. In: Huck, Christian/Zorn, Carsten (Hg.): *Das Populäre der Gesellschaft. Systemtheorie und Populärkultur*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 306-321.
- Stichweh, Rudolf (1988): »Inklusion in Funktionssystemen der modernen Gesellschaft«. In: Mayntz, Renate/Rosewitz, Bernd/Schimank, Uwe/Stichweh, Rudolf (Hg.): *Differenzierung und Verständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme*. Frankfurt/M.: Campus, S. 261-293.
- Stichweh, Rudolf (1997): »Inklusion/Exklusion, funktionale Differenzierung und die Theorie der Weltgesellschaft«. In: *Soziale Systeme* 3(1), S. 123-136.
- Stichweh, Rudolf (2001): »Adresse und Lokalisierung in einem globalen Kommunikationssystem«. In: Andriopoulos, Stefan/Schabacher, Gabriele/Schumacher, Eckhard (Hg.): *Die Adresse des Mediums*. Köln: DuMont, S. 25-33.
- Stichweh, Rudolf (2005): *Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie*. Bielefeld: transcript.
- Stichweh, Rudolf (2009a): »Wo stehen wir in der Soziologie der Inklusion und Exklusion?« In: Ders./Windolf, Paul (Hg.): *Inklusion und Exklusion: Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 363-372.
- Stichweh, Rudolf (2009b): »Leitgesichtspunkte einer Soziologie der Inklusion und Exklusion«. In: Ders./Windolf, Paul (Hg.): *Inklusion und Exklusion: Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 29-42.
- Sutter, Tilmann (2009): *Interaktionistischer Konstruktivismus. Zur Systemtheorie der Sozialisation*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Sutter, Tilmann (2010): *Medienanalyse und Medienkritik. Forschungsfelder einer konstruktivistischen Soziologie der Medien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Sutter, Tilmann (im Druck): »Kommunikation über Fernsehen im Internet. Social TV als Anschlusskommunikation«. In: Göttlich, Udo/Heinz, Luise/Herbers Martin R. (Hg.): *Ko-Orientierung in der Medienrezeption. Praktiken der Second-Screen-Nutzung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Teichert, Will (1973): »Fernsehen als soziales Handeln«. In: *Rundfunk und Fernsehen* 21, S. 356-382.
- Tyrell, Hartmann (1998): »Zur Diversität der Differenzierungstheorie. Soziologehistorische Anmerkungen«. In: *Soziale Systeme* 4, S. 119-149.
- Volkmann, Ute (2010): »Sekundäre Leistungsrollen«. In: Blätzel-Mink, Birgit/Hellmann, Kai-Uwe (Hg.): *Prosumer Revisited. Zur Aktualität einer Debatte*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 206-220.
- Wehner, Josef (1997): »Interaktive Medien – Ende der Massenkommunikation?« In: *Zeitschrift für Soziologie* 26(2), S. 96-114.
- Wehner, Josef (2010): »Numerische Inklusion – Medien, Messungen und Modernisierung«. In: Sutter, Tilmann/Mehler, Alexander (Hg.): *Medienwandel als Wandel von Interaktionsformen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 183-210.
- Wehner, Josef/Passoth, Jan-Hendrik/Sutter, Tilmann (2012): »Gesellschaft im Spiegel der Zahlen – Die Rolle der Medien«. In: Hepp, Andreas/Krotz, Friedrich (Hg.): *Mediatisierte Welten: Beschreibungsansätze und Forschungsfelder*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 59-86.

Anschrift:

Prof. Dr. Tilmann Sutter
 Fakultät für Soziologie
 Universität Bielefeld
 Postfach 100 131
 D-33501 Bielefeld
 Tilmann.sutter@uni-bielefeld.de